



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Dreißigster Jahrgang.

N^o. 41.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Verdacht und Schuld.

Erzählung von E. Grun.

(Nachdruck verboten.)

1.

Das milde Licht der Ampel erfüllte das elegante Schlafgemach mit sanfter Dämmerung.

„Gertrud, liebes Kind,“ sagte eine leise, zitternde Stimme, „öffne die Fenster und lösche die Lampe. Ich möchte noch einmal den silbernen Glanz des Mondes sehen.“

Das junge Mädchen erhob sich und trat an das Lager der Kranken. „Die Nacht ist kühl,“ entgegnete sie zögernd.

„Mir wird die Kühle der Nacht nicht mehr schaden, meine Gertrud. Der Arzt hat mir auf meinen Wunsch die Wahrheit nicht verhehlt. Du darfst unbeforgt nach meinem Willen thun. Vielleicht schlafe ich ein, wenn der Strahl des Vollmondes hereinfällt. Ich bin so müde.“

Gertrud neigte sich über die Hand der Leidenden, drückte ihre Lippen darauf und flüsterte:

„Meine Wohlthäterin!“

Ein paar heiße Tropfen brannten auf der Hand der alten Frau.

Während das Mädchen jetzt die Gardinen zurückschlug und die Fenster öffnete, fuhr die Kranke leise fort: „Gutes Kind, traure nicht um mich. Du bleibst nicht kranklos zurück. Du sollst glücklich sein.“ Sie schwieg erschöpft, lag eine Zeitlang unbeweglich still und schien zu schlummern, bis sie plötzlich laut rief: „Ich bin bereit, o Gott! Mein Haus ist bestellt.“ Dann ward sie wieder ruhig.

Der Schein des Mondes fiel voll in das Gemach. Er spielte über das feine, todesbleiche Antlitz auf den Kissen des Bettes.

Kein Laut regte sich außer den leisen Athemzügen der Kranken und den gleichmäßigen Pendelschlägen der alterthümlichen Uhr.

Begungelos stand Gertrud am Fenster. Ihre hohe, schlanke Gestalt, in dem einfachen dunklen Kleide, war von Licht übergoßen. Die Züge ihres bleichen, emporgerichteten Gesichtes hatten etwas eigenartig Starres, Unbewegliches, sie waren wie in Stein gemeißelt, auch ihre großen dunklen Augen blickten kalt und ruhig, als könnte sich nie ein warmes Feuer darin entzünden. Diese Physiognomie hatte nichts Weiches, Weibliches, Hartes; männliche Energie und Thatkraft, strenge Verschlossenheit sprach aus jedem Zuge derselben. Konnte dieß Antlitz, das, von

dem einfach gescheitelten Haar umrahmt, so theilnahmslos erschien, in Härlichkeit für ein anderes Wesen erglänzen, konnte seine Härte im Feuer der Leidenschaft schmelzen?

Gertrud stand lange am Fenster. Sie regte sich nicht, selbst als die Kranke unruhig hin und her rüdte und mehrmals den Namen „Alfonso“ mit schmerzlichem Ausdruck vor sich hin flüsterte. Erst als ruhige, gleichmäßige Athemzüge verriethen, daß die Leidende eingeschlafen sei, wandte

sich das Mädchen in das Zimmer zurück. Sie lauschte mit vorgebeugtem Oberkörper, dann that sie einige rasche, lautlose Schritte gegen das Bett — blieb wieder stehen — schließlich endlich vollends heran — beugte sich über die Schlummernde, wie um sich zu überzeugen, ob dieselbe fest schlafe — richtete sich empor und horchte nach dem geöffneten Fenster hin.

Nur der Ruf eines Nachtvogels ward draußen hörbar.

— In Gertrud's Antlitz zuckt es jetzt. Mit bebender Hand, aber leise und rasch, zieht sie unter dem Kopfkissen der Kranken ein kleines Bund Schlüssel hervor. Gespenstisch leuchtet der Stahl im Mondlichte und geisterhaft bleich ist des Mädchens Gesicht. Wie ein Schatten gleitet ihre Gestalt durch das Gemach. Geräuschlos hebt sie die Portiäre, öffnet die Thüre und steht im nächsten Augenblicke draußen im Korridor.

Kein Mensch ist in der Nähe.

Matt brennt die Lampe an der Treppe, aber durch die Fenster herein scheint der Mond.

Gertrud kennt den Weg. Ohne zu zaudern, steigt sie die breite Treppe empor und tritt in die Spiegelgalerie. Sie geht rasch vorwärts. Die Epheuranke an der Wand bewegen sich leise bei der Berührung durch ihr Gewand. Das Mondlicht fällt durch die hohen Bogenfenster herein, erhellt taghell den Raum, beleuchtet die Spiegelfläche im Hintergrunde, welche die Galerie bis in's Unendliche zu verlängern scheint und jetzt deutlich die dunkle Gestalt, das bleiche Antlitz des herankommenden Mädchens wiederstrahlt.

Gertrud ist an mehreren geschlossenen Thüren vorbeigeschritten. Jetzt bleibt sie stehen.

Wieder funktelt ein Schlüssel in ihrer Hand. Das kleine Instrument öffnet eine Thüre. Das Mädchen tritt über die Schwelle eines Gemaches, geht an den Schreibtisch in der Ecke und sinkt in den Sessel davor.

Hier in dem Zimmer ist es dunkel; nur durch die Thürspalte bringt schwacher Lichtschein aus der Galerie herein. Gertrud athmet tief und schnell. Sie erhebt sich, tritt an die Balkonthüre, prüft die Fensterladen — Alles fest verschlossen.

Sie eilt an den Sekretär zurück. Es flammt in ihrer Hand und die Kerze in dem kleinen Leuchter entzündet sich.

Schnell, sicher, gewandt öffnet Gertrud mit dem kleinsten Schlüssel den Kasten, ergreift ein in weißes Papier eingeschlagenes Bündchen, schließt die Lade und erhebt sich.

In dem flackernden Lichtschein



Große Witzbegierde. Zeichnung von G. Giacomelli. (S. 486.)

erscheint ihr Antlitz wie mit Blut übergossen. Sie löst das Flämmchen, birgt das Schriftstück in ihrem Gewande und steht im nächsten Augenblicke wieder draußen in der Galerie.

Sie scheint unheimlich verwandelt. Ihr starres Antlitz ist belebt; ihre Augen leuchten; ihre Lippen beben konvulsisch.

Mit zitternder Hand schließt sie die Thüre und flieht, wie von Furien gejagt, durch die Galerie, die Treppe hinab.

Sie tritt in das Krankenzimmer. Wieder fällt der Mondstrahl auf ihre Gestalt, auf ihr nun zuckendes Gesicht, ihre wie im Fieber glänzenden Augen. Sie athmet schwer und bleibt in der Mitte des Gemaches stehen, als wolle sie Kräfte sammeln.

Sie lauscht.

Noch schläft die Kranke. Jetzt geht Gertrud leise an das Bett der alten Frau und schiebt unbemerkt die Schlüssel unter deren Kopfkissen — dann sinkt sie in den Fauteuil nieder und bedeckt ihr Angesicht mit den Händen.

So verharrt sie still und unbeweglich, bis die Leidende erwacht und im Tone inniger Härtlichkeit bittet:

„Nicht diese Verzweiflung, Gertrud! Sie erschwert mir den Abschied. Du hast mich geliebt und gepflegt wie ein eigen Kind, nicht wie eine Fremde. Das Bewußtsein treuer Pflichterfüllung muß Dich erheben in Deinem Schmerze. Gott lohne Dir Alles, was Du für mich gethan! Sei auch nach meinem Tode mein folgsames Kind, nimm den Gatten, den ich Dir bestimmte. Du wirst glücklich mit ihm sein. Mir aber gönne die Ruhe.“

Das Mädchen ist von ihrem Sitze zur Erde gesunken, sie kniet an dem Lager der Sterbenden und stammelt wieder: „Meine Wohltäterin!“

Noch in dieser Nacht nahte der Todesengel dem Schlosse Frainstein und erlöste die kranke Schlossherrin von ihren Qualen.

2.

Zwei alte Herren stiegen langsam den ziemlich steilen Weg, der vom Städtchen Frainstein nach der Burg gleichen Namens führte, empor.

Der Eine von ihnen hielt den Schritt an, deutete nach den im Sonnenschein leuchtenden Häusern hinab und sagte lächelnd:

„Alles ist gespannt, etwas über die letztwilligen Verfügungen der Verstorbenen zu erfahren. Meine Patienten und Patientinnen überhäufen mich dießbezüglich mit ihren Fragen.“

Der Andere entgegnete: „Neugieriges Volk das! Als ob der Inhalt dieses Testaments zweifelhaft wäre.“

Damit begann der hagere alte Herr, der wie sein Begleiter stehen geblieben war, wieder aufwärts zu steigen.

„Sie glauben also, daß Fräulein Gertrud Universal-erbin ist?“

„Davon werden Sie sich in einer halben Stunde überzeugen haben, Herr Doktor. Sie sind ja, nach dem Wunsche Frau von Frainstein's, Zeuge der Testamentsöffnung.“

„Sprach Ihre Klientin mit Ihnen über das Schriftstück?“

„Nein. Sie befahl nur, man solle mir sogleich nach ihrem Tode die Schlüssel zu ihrem Schreibpulte einhändigen. In einer mir näher bezeichneten Lade desselben liegt das Testament, zu dessen Exekutor sie mich bestimmte.“

„Man sagt“, meinte der Arzt, als der Schloßplatz erreicht war, sich vorsichtig umsehend, ob kein Lauscher in der Nähe sei, „daß die Verstorbene dem Amerikaner Gertrud's Hand versprochen habe. Auf diese Weise würde er Herr von Frainstein. Glauben Sie, daß er sonst noch bedacht ist?“

Der Rechtsanwalt zuckte die Achseln. Man ging schweigend weiter, bis der Arzt plötzlich stehen blieb und rief: „Halt, halt, alter Freund! Drinnen im Schlosse ist es kalt, wie in einem Keller. Warten wir hier ein Weilchen. Wir sind erhöht. Rascher Temperaturwechsel verursacht die meisten Krankheiten.“

Er trat zu der Steinbalustrade an der Seite des Platzes und blickte in das Thal hinab, dann auf die Berge und Wälder jenseits des Flusses. „Prächtiges Besitzthum das!“ fuhr er fort. „Wissen Sie, daß es mir doch um den armen Seemann leid thut, daß ihn seine gestrenge Tante verstoßen und enterbt hat? Er wäre mir lieber als Schloßherr von Frainstein, als ...“

Der Rechtsanwalt drückte den Arm des Sprechenden und flüsterte: „Der Amerikaner!“

Ein junger Mann trat unter dem hohen Portale des Schlosses hervor und schritt den beiden alten Herren entgegen. Er reichte ihnen die Hand, hieß sie mit gedämpfter Stimme willkommen und geleitete sie die Stufen zwischen den beiden riesenhaften Steinfiguren hinan, durch die schwere Eisenthüre in das Innere des Schlosses.

In der Vorhalle trat Gertrud zu ihnen, hoch aufgerichtet, das Antlitz bleich, starr, kalt. Nachdem man sich gegenseitig begrüßt, schritten Alle die Treppe empor.

Der junge Mann hatte dem Fräulein den Arm gereicht. Man kam in die Spiegelgalerie. Die Gestalten der Männer und des schwarz gekleideten Mädchens erschienen in dem Rahmen des Spiegels im Hintergrunde.

Der Rechtsanwalt zog ein Bündel Schlüssel aus der Tasche, öffnete eine Thüre und ließ die Anwesenden eintreten. Es herrschte dämmeriges Dunkel in dem Gemache.

Der Arzt eilte sofort mit dem Rufe: „Schlechte Luft da!“ zur Balkenthüre, öffnete sie und stieß die Glasflügel

derselben auf, daß ein Strom Wärme und Licht hereinströmte; erst dann wandte er sich in das Zimmer zurück.

Der Rechtsanwalt stand bereits an dem Schreibpulte. Seine Stimme hallte von den Wänden des hohen Gemaches in feierlicher Festigkeit wieder.

„Freiin Isabella von Frainstein, geborene d'Estrelli, hat mir durch diesen Brief“ — also sprechend, hielt er ein seiner Tasche entnommenes Papier empor — „den Auftrag gegeben, nach ihrem Ableben, an dem der Bestattung ihrer sterblichen Hülle folgenden Tage den Sekretär in ihrem Arbeitszimmer zu öffnen und demselben das darin befindliche Testament zu entnehmen, zu dessen Vollstrecker sie mich ernannt hat. Ehe ich nach dem Wunsche der Verstorbenen verfare, bitte ich die verehrten Anwesenden, von dem dießbezüglichen Schreiben Einsicht zu nehmen.“

Er reichte Gertrud den Brief. Sie blickte flüchtig hinein und gab ihn weiter. Nachdem Herr von Frainstein und der Arzt das Schriftstück gelesen und dem Rechtsanwalt wieder eingehändig hatten, öffnete der Letztere mit dem kleinsten, kunstvoll gearbeiteten Schlüssel des Bundes die geräumige Mittellade des alterthümlichen, massiven Schreibtisches.

Er nahm verschiedene Briefe, Aktenstücke, Rechnungen aus dem Schiefache, sah sie durch, informierte sich über den Inhalt des eine mäßige Geldsumme enthaltenden Portefeuilles, wandte nochmals jedes der Papiere sorgfältig prüfend nach allen Seiten und richtete sich endlich mit erstaunter Miene aus seiner gebückten Stellung auf.

„Hier finde ich kein Testament“, sagte er.

„Suchen Sie eingehender“, mahnte der Amerikaner — so ward Frainstein genannt — an seine Seite tretend; „vielleicht steckt das Schriftstück in einem andern Schiefach des alten Möbels.“

„Kam glaublich, Herr Baron! In dem Briefe heißt es ausdrücklich, in der Mittellade, welche der besondere Schlüssel öffnet, sei das Dokument zu suchen.“

„Aber der Brief wurde vor drei Monaten geschrieben, Herr Doktor. Meine Tante erholte sich von ihrem damaligen Krankheitsanfälle wieder. Sie mag noch oft an dem Pulte gesessen haben, ehe ihre letzte Krankheit eintrat. Sie hat das Testament anderswohin gelegt.“

„Möglich, nicht wahrscheinlich, Herr Baron! Eher würde ich noch an ein besonderes, zur Aufbewahrung wichtiger Papiere bestimmtes Behältniß hier in der Mittellade glauben. Fräulein Gertrud, bitte, wissen Sie nichts Näheres über die allfälligen Geheimfächer des Schreibtisches da?“

Gertrud zuckte leicht zusammen, ehe sie zögernd antwortete:

„Die Verstorbene sprach einmal von einem geheimen Schiefach, ohne zu sagen, in welchem Theile des Pultes sich dasselbe befindet.“

„Halt! Ich kann Auskunft geben“, rief jetzt der alte Arzt, von seinem Platze am Tische emporstehend.

„Sie, lieber Freund?“ fragte der Rechtsanwalt ungläubig.

„Ja, ich.“

„Aber die Frau Baronin empfing doch nie Besuche in ihrem Arbeitszimmer.“

„Es war auch ein ganz ungewöhnlicher Fall, der mich hier herein brachte. Es sind jetzt vier Jahre her, da ließ mich die Schlossherrin mit dem Bedenken, sie fühle sich unwohl, rufen; der die Botschaft bringende Diener fügte aus eigenem Antriebe hinzu, die Gnädige sehe seit dem vorigen Tage, wo sie mit dem plötzlich zu Besuch gekommenen Herrn Alfonso eine Unterredung gehabt, welcher dessen sofortige Abreise gefolgt sei, so blaß und elend wie eine Sterbende aus. Ich eile unverzüglich auf das Schloß, warnte in dem Wohnzimmer der Dame eine halbe Stunde, länger — von der Dienerschaft weiß ich, daß die Frau Baronin oben in ihrem Arbeitskabinett ist — ich warte vergebens, da folgte ich ihr — ich finde sie hier an dieser Stelle — sie muß am Schreibtische beschäftigt gewesen sein — von tiefer Ohnmacht umfungen am Boden liegen.“

„Dieses Vorfalls erinnere ich mich, Herr Doktor, aber ich begreife ...“

„Hören Sie weiter, Herr Rechtsanwalt. Ich trage die Bewußtlose zum Sopha dort. Meine Wiederbelebungsversuche bleiben vergeblich, ich klinge nach Hülfe. Da fällt mein Blick auf den Schreibtisch. Rechts auf seiner Platte steht ein brennendes Licht, Reste verbrannten Papiers liegen umher, diese Mittellade steht offen, ein darin befindliches kleines Schiefach, ich erinnere mich desselben ganz genau, ebenfalls; ich schließe es, schiebe die Mittellade zu, sperre sie ab, lösche das Licht — Alles in höchster Eile — und nehme die Schlüssel zu mir. Jetzt kommen Leute. Wir schaffen die noch immer Bewußtlose nach ihrem Schlafgemach. Hier schob ich das Schlüsselbund unter das Kopfkissen der Schlossherrin, wo es bei deren Krankheitsanfällen, wie ich mich erinnerte, stets seinen Platz gehabt. Wir telegraphirten unverzüglich um das in der Schweiz befindliche Fräulein Gertrud. Jener Ohnmacht der Frau folgte eine schwere, wochenlang dauernde Krankheit, von welcher sich die arme Dame, deren ganzes Nervensystem zerrüttet war, nur langsam erholte.“

Während der Erzählung des Arztes, welche Gertrud durch kein Wort unterbrach, drehte und drückte der Advokat an zwei kleinen Rosetten in der Rückwand des Schiefaches, jetzt stieß er einen Ruf der Ueberraschung aus, eine kleine Lade war aufgesprungen und zeigte mehrere darin befindliche Papiere. Sie lagen unordentlich durcheinander geworfen.

Es waren Briefe, doch darunter befand sich ein vielfach gesiegeltes, in einem starken Couvert steckendes Schriftstück. Der Rechtsanwalt hob es, nachdem er die Aufschrift desselben gelesen, empor.

„Hier ist das gesuchte Dokument“, sagte er.

Gertrud's Augen hingen jetzt unverwandt an ihm.

Der Amerikaner stand an des Mädchens Seite und blickte mit Spannung in ihr bleiches, unbewegtes Gesicht. Der Advokat trat, das Schriftstück in der Hand, vor.

„Nach dem weiteren Wunsche der Erblasserin“, fuhr er fort, „eröffne ich ihr Testament in Gegenwart von Fräulein Gertrud Stauffacher, Herrn Kurt von Frainstein und Herrn Doktor Franz Heller.“

Er löste die Siegel, zog das Dokument aus dem Couvert und entfaltete es. Seine Stimme, die bis dahin fest und klar geklungen, ward unsicher, während er las:

„Ich, Freiin Isabella von Frainstein, geborene d'Estrelli, vermache mein ganzes Vermögen, mein bewegliches und unbewegliches Eigenthum — nach Abzug der nachbezeichneten Legate zu Gunsten der Dienerschaft und verschiedener Wohlthätigkeitsanstalten — dem Sohne meines verstorbenen Bruders, meinem lieben Neffen Herrn Alfonso d'Estrelli, Marineoffizier in spanischen Diensten.“

„Ah, ah!“ murmelte der Arzt verwundert, während der Rechtsanwalt den Schluß des Schriftstückes, die Legate und endlich die Unterschrift der Erblasserin verlas.

Kurt starrte mit weitgeöffneten Augen nach Gertrud. Sie stand regungslos, ihr Gesicht war starr und bleich wie zuvor.

„Was ist das? Was soll das heißen? Meine Tante kann dieß Testament nicht im Vollbesitze ihrer Vernunft geschrieben haben. Es muß ungültig sein!“ rief der junge Mann.

„Herr Baron haben wohl das Datum überhört“, entgegnete der Rechtsanwalt. „Das Dokument wurde vor zehn Jahren von der Erblasserin eigenhändig geschrieben. Seine Gültigkeit ist unanfechtbar.“

„Das war nach ihrer ersten schweren Krankheit“, meinte der Arzt nachdenklich.

Der Amerikaner stampfte mit dem Fuße auf.

„Hat Ihnen meine Tante keine mündlichen Informationen gegeben, von keinen Bestimmungen gesprochen?“ fragte er.

Der Advokat schüttelte den Kopf.

„Ich werde den Erben verständigen. Das Gericht wird die Inventur des Nachlasses aufnehmen“, sagte er ernst, schloß den Pult und steckte das Testament zu sich.

Der Doktor trat zu Gertrud und reichte ihr die Hand.

„Armes Fräulein! Das habe ich nicht erwartet. Es will mir nicht einleuchten, wie meine alte Freundin so undankbar ...“

„Nicht weiter, Herr Doktor!“ unterbrach das Mädchen ruhig; „meine Wohltäterin hat genug für mich gethan, sie hat mir eine sorgfältige Erziehung geben lassen. Ich rechne nicht auf Geld und Gut. In diesem Testamente konnte ich nicht erwähnt sein, da es zu einer Zeit geschrieben wurde, als ich noch bei meinen Eltern war.“

„Ja wohl“, sagte der Rechtsanwalt; „unbegreiflich aber ist es auch mir, daß aus späterer Zeit kein Testament existiren soll. Haben Sie diese Schlüssel nicht aus der Hand gegeben, Fräulein? Konnte nach dem Hinscheiden der Frau Baronin kein Mißbrauch damit geschehen?“

„Beide Fragen kann ich mit ‚nein‘ beantworten“, entgegnete das Mädchen. „Die Kranke hat diese Schlüssel immer selbst in Verwahrung gehabt. Unmittelbar nach ihrem Tode sandte ich Ihnen dieselben.“

„Noch ehe mir Nachricht von dem Sterbefalle geworden?“ warf Kurt ein.

„Ganz richtig“, bestätigte Gertrud, ohne des stehenden Blickes, den der Amerikaner auf sie richtete, zu achten.

Man verließ das Arbeitszimmer der Verstorbenen. Die beiden alten Herren empfahlen sich.

„Sie bleiben doch im Schlosse?“ fragte der Advokat.

„Gewiß“, antwortete das Mädchen, „ich bleibe so lange hier, bis ich dem Erben und — seiner Gattin Alles übergeben habe, was meiner Obhut anvertraut gewesen. Dann gehe ich zu meinen Eltern in die Schweiz zurück.“

„Das werden Sie nicht thun!“ presste der Amerikaner zwischen den Zähnen hervor. „Gertrud“, fuhr er fort, als einen Augenblick später die beiden jungen Leute einander allein gegenüberstanden — „meine Tante hat Sie meinem Schutze übergeben. Sie sind mein.“

Gertrud hob die Augen empor und hielt ruhig den leidenschaftlich flammenden Blick des Mannes aus, kalt, verächtlich sagte sie:

„Ich bin arm.“

Er sagte nach ihrem Handgelenk, presste es mit schmerzdem Druck und rief:

„Du wirst mein Weib, Du mußt es werden! Ich besitze das Mittel, Dich zu zwingen, kalte, stolze Schöne!“

Bei den gellenden Lauten dieses Lachens zuckte Gertrud's Antlitz wie im Krampfe, aber nur eine Sekunde lang, dann ward es wieder ruhig. Das Mädchen riß sich los und ging, ohne den Freiherrn eines Blickes oder Wortes mehr zu würdigen, nach ihrem Zimmer.

Ein Fluch tönte von den Lippen des Zurückbleibenden.

Das Gericht nahm die Inventur über den Nachlaß der verstorbenen Schlossherrin von Frainstein auf. Das Gut war schuldenfrei. Es fand sich auch ein reicher Schatz an

festbaren Schmuckgegenständen, Bildern, Antiquitäten und Silberzeug vor — dagegen gar kein Baarvermögen, kein Werthpapier. Dieser Umstand war um so auffälliger, als die Verstorbene wiederholt den Rechtsanwalt, wie den Arzt wegen Ankauf von Obligationen konsultirt und bis vor wenigen Jahren öfters die beiden befreundeten Herren mit Einlösung fälliger Coupons betraut hatte.

Freiherr Kurt, dem seit zwei Jahren, wo er von Amerika herübergekommen war, die Gutsverwaltung von Graustein von der Wittve seines Oheims, des Bruders seines nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika ausgewanderten, ebenfalls bereits verstorbenen Vaters, übertragen worden war, wußte hierüber keine Auskunft zu geben; er hatte für seine Tante nie Geldgeschäfte besorgt. Er meinte, vielleicht sei Fräulein Gertrud, die Vertraute der Verstorbenen, besser unterrichtet in dieser Sache.

Kalt, stolz, ruhig wie immer, erschien Gertrud, als man sich um Aufklärung an sie wandte.

Ein Blick der Drohung sprühte aus dem Auge des Amerikaners nach dem Mädchen, das so selbstbewußt auftrat, so klar antwortete.

Ja, ihre Wohltäterin hatte Werthpapiere besessen, noch einige Monate vor ihrem Tode hatte sie von fälligen Coupons gesprochen. Gesehen hatte Gertrud die Papiere nie; ob sie in letzter Zeit verkauft worden, wußte sie nicht. Wo bewahrte die Freiherrin Geld und Geldeswerth auf? fragte man.

In ihrem Arbeitszimmer, in der Mittellade des Sekretärs, entgegnete die Gefragte mit unbewegter Stimme.

„Und die Schlüssel zu dem Kiste?“

„Trug sie immer bei sich.“

„Und des Nachts?“

„Lagen sie unter ihrem Kopfkissen.“

„Während ihrer Krankheit gab sie Niemand Vollmacht, jener Lade etwas zu entnehmen?“

„Nur mir. Ich durfte einige Male aus dem dort befindlichen Portefeuille Geld holen.“

Das bleiche Antlitz des jungen Mädchens erschien plötzlich wie mit Purpur überglänzt.

Der Amerikaner lachte höhnisch und rief:

„Am Ende werden die Herren noch Sie, Fräulein Gertrud, die Pflegerin, den Liebling meiner Tante, des Diebstahls beschuldigen — um das Interesse eines Erben zu wahren, den die Verstorbene haßte und verstoßen hatte.“

(Fortsetzung folgt.)

Frühling in Amerika.

Von

G. Gutzberg.

(Nachdruck verboten.)

Erie, Pennsylvania, im April 1885.

Wenn dem Europäer, der sich hier zu Lande anständig gemacht hat, jemals die Sehnsucht nach den heimathlichen Fluren ergreift, so ist es im Frühling, der Jahreszeit, in welcher sich die Verschiedenheit der beiden Kontinente am auffallendsten fühlbar macht. Trüben, im alten Vaterlande, der vielbesungene Lenz, die schönste Zeit im Jahre, hier die wettermäßigste Zeit, ein harter und hartnäckiger Kampf zwischen Winter und Sommer, bei welchem wir armen Zuschauer die schlimmsten Hiebe bekommen. Ich spreche hier vom Klima der gemäßigten Striche des Landes, das jenem von Mitteleuropa entspricht oder entsprechen sollte.

Wohl manchem Deutschen wird es wie mir ergangen sein, der ich im ersten Jahre meines hiesigen Aufenthaltes, eines Tages im März, angelockt durch ein warmes Lüftchen, einen Spaziergang in den Wald unternahm, um Schneeglöckchen, Schlüsselblumen und duftende Märzveilchen zu suchen, aber nichts als dürres Gras und laubloses Gesträuch fand. Selbst im April sieht es noch trostlos und öde im Freien aus und erst gegen Ende dieses Monats beginnen sich Wälder und Gehege mit Blumen zu schmücken, aber im „wunderschönen Monat Mai“ da springen die Knospen der Bäume und Gesträuche wie durch einen Zauberschlag und die Wälder, nicht aber die Wiesen, prangen in vollem Blumenflor.

Aber nach den wohlbekannten heimathlichen Blumen suchen wir vergebens. Raiglöckchen läutet nicht im Thal, Schlüsselblumen öffnen nicht das Thor des Frühlings, selbst das arme Gänseblümchen ist nirgends zu sehen, und obwohl der Veilchen viele und verschiedenartige die Waldwege zieren, so wäre doch der süße Veilchenduft unbekannt in Amerika, hätte nicht der Blumen liebende Deutsche das heimathliche Veilchen in seinem Garten eingebürgert, wovon selbst ich auch die Primel, das Bergmännchen, das gefüllte Maiglöckchen, das Waldmeister und viele trauete Blümchen aus den Fluren der Heimat finden.

Tod gibt es unter den einheimischen Waldblumen manche reizende Arten, die uns für den Mangel der europäischen Flora wenigstens theilweise entschädigen und die es nicht weniger verdienen, in fremden Ländern als Zierpflanzen zu prangen.

Das erste Blümchen, das sich in hiesiger Gegend nach langer Winternacht an's Tageslicht herauswagt, ist die zierliche Frühlingssehnsucht Spring Beauty (Claytonia Caroliniana); es streckt seine zarten, rosageaderten Blüten hervor, wenn die ersten Jungvögel anlangen und der Froh, aus seinem Eisgefängnis aufgeht, seine ersten Schwimmübungen macht. In gebirgigen Gegenden verkündet der Arbutus (Epigaea repens) den Frühling; diese Pflanze gehört zu den Heidelbäumen. Die rosenfarbenen Blüten voll würzigen Geruches, die in dichten Büscheln den Boden bedecken, von glänzenden Blättern umgeben, sind kleinen Alpenrosen nicht unähnlich. Der Arbutus ist mit Recht hoch gepriesen und viel gesucht.

Der Frühlingssehnsucht, die am liebsten in feuchten Thälern wächst, folgt bald das Leberblümchen (Hepatica), das sich in schattigen Plätzchen an Hügelabhängen ausbreitet; die ist eine

alte Bekanntschaft, die ich als Student schon auf den heimathlichen Hügeln machte. Um jedoch etwas Apartes zu haben, trägt die amerikanische Schwester gepigete Blätter anstatt der runden der europäischen und hört deshalb auf den botanischen Namen Hepatica acutiloba.

Nun dauert es nicht mehr lange und es beginnt ein Wachsen und Sprießen, ein Knospen und Blühen, und in kurzer Zeit haben Wald und Hügel ihr prachtvolles buntes Frühlingskleid angezogen. Hier schimmert der Robinweder (Wake-Robin), eine Waldblilie, deren prächtige weiße (Trillium grandiflorum), rothe (Trillium erectum) und purpurgefleckte (Trillium erythrocarpum) Blüten einen Haupt Schmuck unserer Wälder bilden. Das Trillium ist die wahre Dreifaltigkeitslilie; es trägt drei große grüne Blätter, drei Kelchblätter, eine dreiblättrige Blumenkrone, sechs Staubfäden, drei Griffel und eine dreigepaltene Samenanlage. Der wilde Phlox (Phlox divaricata), hier zu Lande der süße Wilhelm (Wild sweet William) genannt, mildert mit seinen vom zarten Weiß ins Violette übergehenden Blüten die grellen Farben der Lilien und erfüllt überdies den Wald mit würzigem Duft. Köstlicher noch als der Phlox duftet die zarte Dicentra, eine der Erdbauchfamilie angehörige Pflanze (Dicentra Canadensis), ihrer meistfornartigen kleinen Wurzelknospen wegen Squirrel Corn (Eichhörnchenhorn) genannt; daneben blüht die geruchlose Dicentra cucullata, die der poetische Amerikaner Dutchman's Breeches (des Holländers Hosen), getauft hat. Ganz possirlich nimmt sich Jakob im Predigtstuhl (Jack in the Pulpit) aus, eine Pflanze der Araceae (Arisaema triphyllum), deren grüne oder dunkelrothe Blütenhülle sich bogartig über den Blütenkelch beugt, der Blume in der That das Ansehen eines Miniaturpredigtstuhls gebend. Die Pflanze hat in der Regel zwei große, dreieckige Blätter und einen fleischigen Stengel, der in einen kurzen Wurzelstock endigt, welcher einen äußerst herben Saft enthält. Es ist ein Gaudium der amerikanischen Schuljungen, ihren Freunden ein Stück dieser Wurzel zum Kauen anzubieten. Anfangs erscheint das Ding geschmacklos, bald aber stellt sich ein Brennen im Mund und im Schlunde ein, als ob man eine Handvoll Cayennepfeffer verschluckt hätte. Beim Kochen verliert sich diese Herbitheit, und die Indianer sollen diese Wurzel als Gemüse verpeisen, weshalb auch die Pflanze vielfach „Indian Turnip“ (Indianerrübe) genannt wird. Nicht so auffallend, aber seiner zarten, gefransten Blümchen wegen eine zierliche Zugabe unseres Straußes von Waldblumen ist das Wittraut, Mitre Wort (Mitella diphylla), das seinen Namen den Samenanlagen verdankt, die sich mit winzigen Bischofsmützen vergleichen lassen. Das falsche Wittraut, Falso Mitre Wort (Tiarella cordifolia) bildet mit seinen duftigen Rippen weißer Blüten mit rothen Staubfäden eine der schönsten Zierden unserer Wälder; beide genannten Arten gehören der Steinbrechfamilie an, die sonst hier wenige Vertreter hat. Die Cruciferen sind durch verschiedene Arten und Zahnwurzeln (Dentaria) repräsentirt. Das Windröschen (Anemone nemorosa) fühlt sich ganz heimisch, und auch der Löwenzahn und die Gandelrebe haben sich nicht nur eingebürgert, sondern machen sich sogar sehr breit an allen Rainen und Straßengraben. Dagegen ist die Blutwurz (Sanguinaria Canadensis) mit ihrer sternförmigen weißen Blüte, dem großen, nierenförmigen Blatte und dem blutrothen Saft, den Stengel und Wurzeln enthalten, eine dem Europäer neue und interessante Erscheinung.

An Veilchen ist, wie schon gesagt, kein Mangel: wir finden hier in der Umgebung von Erie allein neun verschiedene Arten. Eine der hübschesten ist das gepunkte Veilchen (Viola rostrata). Das am häufigsten vorkommende Veilchen (Viola cucullata) sieht dem europäischen wohlriechenden Schwesterchen so ähnlich, daß ich wohl Hunderte gepflückt habe, um sie entkäuht wieder wegzuworfen, nachdem ich herausfand, daß ihnen der lieblichste Reiz, der Duft, fehlte. Da mußte ich des armen Lenau gedenken, der da schrieb: „In Amerika haben die Blumen keinen Duft, die Vögel keinen Gesang und die Menschen kein Gemüth.“ Er hatte wohl auch nach dem süßen Veilchen gesucht und nur — „Hundsveilchen“ gefunden. Aber der melancholische Dichter urtheilt zu hart, und mit ihm Manche, die nur eine oberflächliche Bekanntschaft mit diesem Lande gemacht haben.

Es gibt Leute mit Herz und Gemüth hier, wenn auch der Wellschmerz hier nicht gut gedeiht und die liebe Gefühlsduselei hier keinen guten Boden findet. Wir haben wenig Singvögel, es ist wahr, aber die Lerche ist auch hier zu Hause und der Spottvogel erlegt uns Nachtigall und Amsel, Drossel und Stieglitz. Und was die Blumen anbelangt, so sind sie nicht alle des Duftes bar und oft schon hat ein Strauch, im Walde gepflückt, mein Zimmer mit süßem Wohlgeruch erfüllt.

Aber Amerika hat nicht nur seine eigenen Blumen, sondern auch Leute, die sich daran erfreuen. Seltener wird man ein Wohnhaus finden, das nicht sein bescheidenes Gärtchen oder seinen wohlgepflegten Garten hat. Der Blumenluzus bei öffentlichen oder kirchlichen Festen wird geradezu übertrieben, und die Treibhäuser machen glänzende Geschäfte. Die Jugend aber liebt den Wald und vom ersten bis zum letzten Mai sind May Walks, das sind Raifahrten, an der Tagesordnung, bei welchen die Kinder und jungen Leute zu Dutzenden oder Hunderten, schulenweise oder in kleinen Freundesgruppen zum Walde wandern, jedes seinen „Lunch“ im Körbchen mittragend, um den ganzen Tag oder einen Theil desselben im frischen Grün zuzubringen. Ältere Leute gehen manchmal, aber selten mit; die amerikanische Jugend ist es gewöhnt, sich selbst überlassen zu sein, und eine junge Miß von acht Jahren genießt mehr Freiheit und besitzt mehr Selbstständigkeit, als die junge Dame von achtzehn Jahren in Europa.

So kann man denn jeden schönen Tag im Mai die benachbarten Wälder der Städte von frischem, frohem Geplauder und Gelächter erschallen hören, und rosiges Gesicht mit hellen Augen leuchten fast aus jedem Busch hervor. Da ist auch manches junge Pärchen, das sich ein stilleres Plätzchen sucht, da pocht der Frühling auch an junge Herzen, und Vogelgesang und Waldduft ruft manche junge Liebe wach. Dann kommt das Reden und das Scherzen, das Fliehen und das Hassen; es ist dasselbe alte Lied, das geungen wurde zu allen Zeiten und geungen wird aller Orten. Die Kinder aber freuen sich der Blumen, sie fällen ihre Körbe und schmücken und beträngen sich, und der endlose Blumentaub wird nur durch den endlosen Blumentau überflossen.

So hat denn auch Amerika seinen Frühling, und wenn er auch gewöhnlich drei Wochen hinter dem europäischen einherhinkt, so bietet er doch seiner eigenartigen Flora wegen dem Naturfreund eine Fülle des Genusses.

Kinder Spielplätze in Wien.

(Wid E. 485.)

Als vor beiläufig zwei Jahrzehnten die weiten, grassbewachsenen und alleendurchzogenen Glacis rings um die innere Stadt Wien der nothwendigen Stadterweiterung und ihren Bauten zum Opfer fielen, da erhob sich „groß Gekrei und bitter Wehklagen“, denn wohin sollte man nun die Kinder bringen, das heißt spazieren führen und fahren, sie Ball schlagen, Reif und Schnur springen, Trompeten blasen, krommeln und allerlei Alotria treiben lassen, zur mitunter fraglichen Freude der Gegenwart und Stärkung für die Gesundheit der Zukunft? Da erhoben sich beruhigend die Väter der Stadt und küpfelten richtig auf dem Plane in das Häuergewirre noch ein Plätzchen hinein, das der Jugend und ihren Führern angehören sollte. Aber die Stadt wuchs und mit ihr erstaunlich die Kinderzahl. Sollte die Zukunftsbewölkerung Neu-Wiens nicht wesentlich an Gekitt und Unkenntnis von Viel' und Busch leiden, so wurde es unbedingt nöthig, den kleinen Luft, Licht, Bewegung außer Haus und das Atmen in einer Luft zu verschaffen, die von Pflanzenaroma mehr oder minder gesättigt ist. Daher erhoben sich Stadtkundige und Stadtfreundliche und arbeiteten so lange dahin, bis irgendwie erlirigte oder zu erlirigende Plätze in allen Theilen Wiens mit Gras, Baum und Busch bepflanzt, auch flugermachen der lieben Jugend zur frisch-freistehen Thätigkeit überlassen wurden. Nun hat Wien in allen seinen Bezirken öffentliche Gärten und Kinder Spielplätze mehr als je vordem. Und stellenweise dort, wo es gar nicht beabsichtigt und wo mehr die große Welt in Aussicht genommen war, hat sich die kleine mit merkwürdiger Findigkeit und kluger Ausdauer etabliert, so daß es heute gar nicht mehr möglich ist, sie aus ihren wohl-erworbenen, „ererbten“ oder besser gesagt erlirungen Aufenthalt, Lieblings- und Tummelplätzen zu vertreiben. Wer konnte je denken, daß das „Donauweidchen“ im Stadtpark, hart neben dem Kurjalon und der Kurterrasse der großen Welt, von der kleinen förmlich als Schutzpatronin, Mittelpunkt und angestante gültige frei in Anspruch genommen werden würde? Aber es ist ein schattiges, lauschiges Plätzchen, auf dem sie oberhalb eines Brunnens steht, dieser entendet plätschernd einen hellen Strahl, und es war logisch eine kluge Frau da, welche mit einem immer bereiten Glase den durstigen kleinen Klehen zu Hülfe kam, und siehe da, das Wasser hat reißenden Abzug, ist dauernd Kurwasser der nimmer hier fehlenden kleinen Welt. Wo diese ist, sind ja Auffichts-mädchen, Weiber jeglichen Alters, Mütter aller Stalas, Ammen, Bonnen, Gouvernanten und so weiter nöthig. In Folge dessen entwidelt sich hier zugleich eine Assemblée von Strickstrümpfen, Stickerien, Hülfeleien, Schlingereien — und auch mehr oder minder durchbrochene Reihen von Männern jeglicher Altersstufen kann man sehen, welche hier irgend eine Järlichkeit wälzen zu lassen haben. Es hat die Mode und das Parlament zugleich in der Neuzeit für buntere Entfaltung der Nationalitäten gefordert und demgemäß sieht man Kinderpflegerinnen in so merkwürdigen Trachten, daß wohl die koloristische Malerschule der Gegenwart, aber nicht der gute Geschmack eine Freude hat. Seltsam ist der Anblick immerhin. Und er hat nicht etwa Stetigkeit und Gleichheit in allen Bezirken. Es wechselt, wie die Tracht der Kinder nach der Stala der besitzenden Klassen, auch die Begleitung derselben, und ebenso der bunte Schwarm der Courmacher dieser Bonnen und Kinder-mädchen, der hieher bestellten und zufällig sich einfindenden. Hierbei finden die neuester Zeit erst in die Kulturgeschichte hineindrängenden Rationalitäten durch ihre weiblichen Repräsentanten volles Verständniß und zwar mittelst der Garnison — Rekruten und Regimenter aus allen Kronländern — ferner mitunter Studenten, Bedienten und auf Beschäftigung aller Art Harrenden, auch höher Emporreichenden. — Es wäre Unrecht, künftigen Kinder Spielplätzen diese Phyfiognomie gleichzeitig aufzuprägen oder zuzumuthen, sie unterscheiden sich, wie etwa der noble, unter dem Schutze des Griechenthums nächst dem „Theustempel“ im „Volksgarten“ stehende klassische Spielplatz von jenem auf dem Franz-Josephskai, welcher an seinen Grenzen von Waarenballenwagen, eilenden Borsianern und disputirenden Producentenhändlern weniger angenehm gemacht wird. Der erstere zählt zu den unvorhergesehenen, von der Jugend selbst auserfundenen, aber auch trefflich geeigneten Plätzen, der letztere ist prädestinirt, wie eine Anzahl Kinder Spielplätze in ehemals herrschaftlichen Gärten, zum Beispiel dem „Esterhazygarten“ im V., dem „Pasqualotgarten“ im VIII., dem „Pouthorischen“ im IX. Bezirke und so weiter. In solchen letzterer Art waltet die ganze Ungebundenheit der vorstädtischen Jugend vor, und wer ein gutes Stück Wiener- oder vielmehr Urvienertum kennen lernen will, würdige den Dialekt, die Kraftausdrücke, die blumistischen Sätze der phantastischen Ausdrucksweise des niederösterreichischen Volkes einiger sorglichen Aufmerksamkeit. Auch Nationalitätenbunttheit fehlt in Begleitung nicht. Und so bieten die verschiedenen Kinder Spielplätze Wiens mannigfache Abwechslung, reichlichen Stoff zur Beobachtung — aber auch eine sich immer erneuernde Quelle von früherer Gesundheit, freudiger Frischlebigkeit der Heranwachsenden. Die Wiener Jugend weiß, wie es wächst, duftet, leuchtet, erquikt und erfrischt in der Natur — der geistiggeweckten und leibessgesunden Jugend gehört ja die Zukunft und somit die Welt!

E.

Altdeutsche Sprüche.

Dorn und Disteln stehen sehr,
Falsche Zungen noch viel mehr,
Doch wolle ich lieber in Dorn'n und Disteln baden,
Denn mit falschen Zungen sein beladen.

Im Hause, wo keine Harmonie, müssen auch die Mäuse Hunger leiden.

Im Rothem eine Schnecke, im Thaten ein Vogel!

In bösen Wegen muß man einen guten Vorspann suchen.

In Komplimenten ist Sparsamkeit höflich.



Eine Andalusierin. Zeichnung von J. Glover. (S. 491.)



1. Im Vorstadtbezirk. — 2. Beim Donauweibchen — Stadtpark. — 3. Im Prater bei der Rotunde. — 4. Vor dem Theatertempel im Volksgarten.

Kinder Spielplätze in Wien. Nach Skizzen von E. Ohnesorg. (S. 483.)

Große Wißbegierde.

(Zahl 5. 481.)

Auf abgeleg'nem Waldessteige,
Wo kaum ein Windhauch regt ein Blatt,
Und wo der Flieder duft'ge Zweige
Als kühles Dach gebreitet hat,
Da hat die Wiege mit dem Kinde
Besorgt die Mutter hingestellt,
Dieweil sie fern mit dem Gefinde
Sich müht in Arbeit auf dem Feld.

Die Vöglein, eines nach dem andern,
Zieh'n an das lauschige Plätzchen jetzt,
Und schau'n in eil'gem Flug und Wandern,
Wer heut' den schatt'gen Ort besetzt.
Neugierig will's der Kleine erforschen,
Fliegt auf das Wiegendach geschwind,
Und zwitschert dann, als wöllt' er sagen:
„Kommt her, es ist ein schlummernd Kind!“

Bald hat mit leisem Flügelrauschen
Sich hier die ganze Schaar postiert,
Späh'n von den Ästen rings und lauschen —
Bis sich der Schläfer endlich rührt.
Wenn der, erwachend, unter Schreien
Das kleine Händchen nur erhebt,
Sind alle der Neugier'gen Reihen
Muthlos gleich über's Feld entschwebt.

Fr. Kap. Seidl.

Ein guter Pädagog.

Novelle

von

S. Fißler.

(Fortsetzung und Schluß.)

Stumm brühten sich Alle hinaus. Rüdiger war in der Wüste, blutbespritzten Kajüte mit dem Tode allein. Er trat dicht heran und versuchte die Lider über die unheimlichen, gläsernen Augen zu drücken. Vergebens! Er beugte das Haupt. Aber keine fromme Bitte für die entflozene Seele trat über seine Lippen. Sein Geist demüthigte sich unter der Wucht einer ersten That. Vor einer solchen erzittert die Seele, wie unter der Gewalt des unerbittlichen Schicksals. Ein Menschenleben war durch Rüdiger's Hand vernichtet worden, ein Menschenleben, wie es stündlich tausendfach ausblüht allerorten, tausendfach untersteht, ohne daß eine Spur von ihm bleibt. Doch das Recht der Vernichtung steht allein bei jener Kraft, die alles Leben hervorruft. Dem Menschen ist keine Gewalt gegeben über sich und seinesgleichen. „Doch, doch!“ rief es in seiner Brust. Hatte er eine Sünde, ein Verbrechen an heiligen Satzungen begangen? „Nein, nein!“ schrie es abermals in seiner Seele. „Herr Gott, ich danke dir, daß ich ein verbrecherisches Gelüst der eigenen Brust fühlend durste durch eine schwere That, daß ich Recht und Unschuld schützen konnte um den Preis eines Menschenlebens.“ Als er ausblühte, stand an der andern Seite der Leiche Frau Margarethe, jeder Lebens-tropfen schien aus ihrem süßen Antlitz gewichen. Die kleinen Hände hielt sie fest über der Brust verkränkt, ihr weißes Gewand trug die dunklen Spuren der furchtbaren Ummarmung des Spaniers. Sie blickte Rüdiger mit erschrockenen Augen an.

„Tobt,“ sagte sie leise, „tobt dort drinnen mein Liebstes, tobt hier durch meine Schuld ein zweites Leben. O schreckliches Leben!“ Die letzten Worte hatte sie verzweiflungsvoll herausgestoßen.

Rüdiger hob eine Hand empor. „Mein ist die Verantwortung. Ich würde, so wahr eine Macht über uns steht, die wir nicht fassen noch ergründen können, ich würde dieselbe That noch einmal vollbringen, wenn der Augenblick es forderte. Nicht um das Geschehene klage ich, sondern um die schlimmen Dämonen in der Menschenbrust, die solche Handlungen als Nothwendigkeit nach sich ziehen. Ich verantworte die That. Ihnen aber, Margarethe, ist ein junges Leben an's Herz gelegt worden, von dem Sie einst auch Rechenschaft ablegen müssen.“

Sie trat in die Kabine zurück, wo das Kind nach der Mutter weinte. Rüdiger ging an Deck.

Während der letzten halben Stunde waren über die inneren Vorgänge im Haushalte des Triton seine Beziehungen zu der Außenwelt in den Hintergrund getreten. Als Rüdiger die Treppe hinanstieg, hörte er das grausige Zischen und Pfeifen einer heranstürmenden Böö, und kaum war er vollends oben, brach das Wetter unter Bliz und Donner, Sturm und Regengüssen mit einer Heftigkeit los, die nur in Tropengegenden möglich ist. Das morsche Fahrzeug krachte unter dem wüthenden Anprall der Wellenberge und des stößeise einsetzenden Sturmes. Man muß einen Gewittersturm zwischen den Wendekreisen erlebt haben, um das Gefühl allgemeiner Auflösung zu kennen, welches die Mannschaft des unglücklichen Schiffes beschlich. Dazu sahen die Leute das Wetter als eine Himmelsstrafe für ihre Meuterei an. Jeder suchte in seiner Weise und nach seinem Kultus die zürnenden Mächte zu versöhnen. Wimmernd und betend lagen sie auf Deck herum, in den verschiedensten Tönen und Sprachweisen ihre Gefühle verrathend.

Ihr Kind in den Armen, hielt Margarethe Tobtenwache bei ihrem Gatten, über dessen eingefallenes Gesicht unaufhörlich gespenstische Blitze huschten; nebenan starrten noch die todtten Augen des Meuterers gen Himmel.

Das war eine Nacht!

Neben dem Steuerrade stand Rüdiger, seine Hand hielt kräftig das Rad fest, daß das Steuer nicht einen Strich weichen konnte. Um ihn tosten und heulten die Elemente. „Bootsmann! Ein Wort!“ Der von vorn kommende Steuermann rief es Rüdiger zu. Der Angeredete ließ nicht los, sondern winkte dem Steuermann, näher zu treten. Dieser kam dicht heran und schrie Rüdiger laut in die Ohren: „Das Schiff macht bedeutend Wasser!“

„Die Hälfte der Leute an die Pumpen!“ schrie Rüdiger zurück. Als bald pumpten die Burschen aus Leibeskräften, das eingebrungene Wasser stürzte seitwärts heraus. Man pumpte mit der Kraft der Verzweiflung, obwohl die Leute im Rasen des Windes sich kaum aufrecht halten konnten. Schneller aber wie das verderbenbringende Wasser herausbefördert werden konnte, mußte es von außen frisch hineingetragen. Der Steuermann fand trotz aller Messungen keine Abnahme des Wasserstandes im Raum.

Schreckliche Nacht! Der Triton begann langsam zu sinken. Er sackte weg wie ein Stück Ballast.

Von einem Geiste besetzt, arbeiteten jetzt die Meuterer um das liebe eigene Leben. Rüdiger hielt scharfe Aussicht, denn er wußte, daß mit der Hoffnungslosigkeit alle Teufel, die im rohen Menschen schlummern, entfesselt werden können, und er, Rüdiger, war fest entschlossen, bis zum letzten Athemzuge gegen Natur und Menschentwahn zu kämpfen für die beiden Hilflosen, Mutter und Kind.

Rasch, wie er gekommen, vertobte der Gewittersturm seine Wuth. Nach zwei Stunden strahlten wieder die Sterne, aber die See brüllte noch in nachhaltiger Aufregung. Das unselige Schiff hatte den Rest bekommen, es sackte weg. Die Gewissheit des Sinkens konnte auch dem Dümmlsten nicht mehr verborgen bleiben. Rüdiger begab sich nach unten, um Frau Margarethe zu veranlassen, sich und das Kind anzuleiden und einiges Nöthige für das Kind mitzunehmen. Die Boote blieben die einzige Rettung. Als er wieder nach oben kam, hatte die Mannschaft die Pumpen verlassen und in eiliger Hast das einzige brauchbare Boot des Triton zu Wasser gebracht. Vergebens schalt und wettelte der ohnmächtige Steuermann gegen das eigenwillige Vorgehen. Das Boot konnte bei Weitem nicht alle Leute fassen, die an den Schiffswänden wie die Katzen hinabkletterten, das rettende Fahrzeug zu gewinnen. In dem Augenblick, als Rüdiger der aufregenden Szene ansichtig wurde, entspann sich im Boote ein Wettkampf um Leben und Tod. Vier Leute, unter ihnen der Franzose, welcher die Geschichte angezettelt, standen aufrecht in der schwankenden Ruchschale und wehrten den Nachkommenden. Im Ringen tauchte das Boot auf und nieder. Jetzt kam eine hohe See und gerade, als Rüdiger's Stimme donnernd dem Kampf ein Ende machen wollte, brachte die See das Boot zum Kentern, begrub ein halbes Duzend Menschen und trieb, mit dem Kiel nach oben, das kleine Fahrzeug weit ab; es verschwand in der Nacht.

Welche Minuten! Jede derselben eine Ewigkeit von Qual. Sieben Menschen im Angesicht sichern Todes, unter ihnen ein Weib und ein Kind, und nur Einer, der es versteht, die Hoffnung sich und den Uebrigen vorzulügen. Das ist auch eine That und keine geringe.

Zoll um Zoll rückte der Triton hinab. Mit dem leisesten Morgengrauen hatte man Rothflaggen aufgezogen, und Rüdiger feuerte Signalschüsse ab. Gleich darnach war der leuchtende Tag aufgegangen. Hoffen und Harren wechselte mit trostloser Niedererschlagenheit und wilder Verzweiflung. Hier hatte Rüdiger Muth einzusprechen, dort zu schelten und zu drohen gegen aufsteimenden Troß. Schuß fiel auf Schuß. Da — mit dem ersten Sonnenstrahl tönte aus weiter Ferne ein Antwortschuß herüber. Halt aus! Halt aus, die Rettung ist nahe!

Rüdiger bohrte seine Augen in die Ferne. Ein Dampfer, der noch zu fern, als daß seine Nationalität erkannt werden konnte, setzte seine Boote aus. Halt aus! Halt aus! Fürchterliche Minuten der Spannung. Nur noch einige Hand breit über Wasser und die Boote noch so fern, so fern.

Jetzt, jetzt ist das erste nahe, die Leute bereiten sich, hinabzuspringen. „Zurück!“ donnert Rüdiger, und mit seiner Hülfe wird Margarethe in die tanzende Ruchschale hernieder gelassen. Er trägt ihr Kind auf den Armen, und mit ihm springt er, als der Letzte, in das rettende Fahrzeug. Hundert Ruderschläge weit sind die Schiffbrüchigen, als vom Triton ein herzerreißendes Geheul herüberbringt. Der große Neufundländer ist vergessen worden, seine Pranken liegen auf der Keeling, sein Geheul bringt markerschütternd in Rüdiger's Seele. Er kann, er darf nicht bitten, daß man umkehre, das Thier zu retten. Es ist auch zu spät, der Triton neigt sich zur Seite und nach einer Minute sind seine letzten Spitzen unter dem Wasser verschwunden. Da bricht es in Rüdiger's Seele los. Er weint, weint schmerzlich um den Tod eines Thieres.

In dieser Nacht hatte sich ein Wunder vollzogen, das, wie so viele im täglichen Leben, von der großen Menge nicht beachtet wird: aus dem Jüngling war ein Mann geworden.

Wieder fünf Jahre weiter. Es ist Mitte Mai 1883. Ein alter Herr rollte in einem eleganten Kab über die

Alsenbrücke in Berlin dem Königsplatze zu und von da weiter nach der Thiergartenstraße. Es war Baron von J. senior, der von der Ausstellung für Hygiene und Rettungswesen heimkehrte. Seine noble Miethkaserne in der Friedrichstraße hatte er vertauscht mit den grünen Wipfeln des Thiergartens. Der alte Herr fühlte sich einsam. Die Ausstellung in ihren maritimen Kollektionen hatte mit der Theilnahme das Gedenken an Rüdiger, den fernen Neffen, wachgerufen. „Zehn Jahre sind es, seit er als Bruder Thunischgut den festen Boden verließ. Was ist aus ihm geworden?“ Sinnend überließ der alte Herr sich seinen Gedanken und die Tage, die Jahre zogen an ihm vorüber. Er stand allein und fühlte das, trotzdem an der Begegnung seines Junggejellenlebens sich nichts geändert hatte. Allein! Das Wort besagte so viel! Mit dem Gefühl des Alleinseins kam die Sehnsucht nach Verstummen, oder — Verlorenem; warum mußten auch die Modelle von allerlei Rettungsbooten und Raketenapparaten, von Bojen und Eisleitern solche beklemmende Gedanken an Sturm und Schiffbruch und derlei unbequeme Geschehnisse wachrufen? Warum hatte man einen Neffen, wenn man seiner im Alter nicht froh werden konnte, sondern das alte Herz gewöhnen mußte, an ein frohlich Wiedersehen nimmer zu glauben?

In seinem Zimmer angekommen, das ihm trotz Sammetmöbel und Goldrahmen, trotz Oelgemälden und Rauchfischen öder und unwirthlicher vorkam, als das Portierstübchen im Kellergeschoß, wo ein halbes Duzend Flachsköpfe sich tummelte, überreichte ihm sein ebenfalls alt gewordener Johann die eingelassenen Briefe. Lauter bekannte Handschriften: eine Einladung zu einem Diner, ein Spätling der Saison, Rechnungen von Weinhändlern und Kunsthändlern, Bücherschriften und dergleichen alltägliche Waare. Halt! Eine fremde Schrift, eine nicht gerade feste, aber charakteristische Handschrift, welche aussieht, als hätte der Schreiber Mühe gehabt, seine Zeilen in wagrechte Haltung zu bringen.

„Hamburg, den 16. Mai 1883. Hurrah! Lieber Onkel, der Kerk ist fertig! Das Patent für große Fahrt, dieses wichtigste aller Dokumente für nautische Civilversorgung, ist in meiner Tasche und, wie ich mir eingestehen darf, rechtlich verdient. Der Besuch der Obersteuermannsschule mit dem biden Ende daran, der Schifferprüfung, liegt hinter mir, ohne daß eine Mark Schulden mein Herz beschwerten. Ich bin Kapitän so gut wie irgend Einer, das heißt, wenn ich erst ein Schiff zu führen habe. Doch davon nachher.“

„Du erhältst mit diesem die erste Nachricht von Deinem ungerathenen Neffen. Na, tröste Dich, lieber Onkel, es ist noch ein ganz leidlicher Mensch aus ihm geworden. Der Bengel hatte sich nämlich in den Kopf gesetzt, Dich und die hochgelobte Reichshauptstadt nicht eher mit einem Skriptum zu beglücken, — es ist das Skriptum überhaupt nicht die stärkste Seite der Seeleute — bis er ein tüchtiger Kerk geworden war, wie Kapitän Werner von der Virginia sagte. Na, das hat denn ziemlich lange gedauert, und ich will nur hoffen, daß Dir nicht mittlerweile die Geduld ausgegangen ist. Kapitän Werner, unter dessen Leitung ich dasmal den ersten Schritt auf's Salzwasser und — es sei gesagt — auch in die Freiheit des Weltbürgerthums machte, dieser Würdige ist jetzt mein Freund auf Du und Du; wir sitzen in Wilkens' Keller, den Du jedenfalls seinem Rufe nach kennst, und besprechen eine wichtige Angelegenheit, zu der ich Dich — auch davon nachher!“

„Mir muß die Freude zu Kopf gestiegen sein, daß ich noch weniger denn sonst mit dem Federkiel kurz halten kann. Laß Dir also in Kürze nur das Nothwendigste sagen.“

„Das Schicksal hat mich gehörig zusammengedrückt und geschüttelt, ich bin geknufft und gestochen worden und habe wieder geknufft und gestochen, wenn's noth that. Ich bin heil und ganz geblieben, nur der ‚Baron‘ ist beim ersten Windstoß über Bord geflogen, die Nische und Seerjungfern mögen sich um ihn zanken. Dafür ist mir ein liebes, herrliches Weib geworden — na, erschrick nur nicht, ich bin nachgerade ausgewachsen, und leichtsinnig sind wir Beide auch nicht zusammengelaufen. Meine Margarethe ist ein Prachtweib, und wir haben einen Scheffel Salz zusammen gegessen, den uns gewiß Niemand nachgibt; uns hat das gütige Geschick unter dem widrigsten Wind zusammengeführt, und da wir Beide des Worts gedachten und ferner denken: ‚Kum Hart klar Kimming!‘ so werden wir getrost die Fahrt durch's Leben zusammen wagen können. Doch soll unsere Hochzeit nicht eher erfolgen, bis ich ein eigenes Schiff besitze, denn ich gedente, mein holdes Weibchen und unsern Rudi während der ersten Reisen, die sich nach Nordamerika richten werden, mitzunehmen. Unser Rudi ist ein strammer, süßer Bursch von fünf Jahren — na, erschrick nur nicht wieder, es geht Alles mit rechten Dingen zu, Aergern thut's mich aber doch, daß ich allemal, wenn auf den lieben kleinen Kerk die Rede kommt, erst erzählen muß, daß sein willkürlicher Vater schon lange in der chinesischen See schlummert.“

„Also nun zu der Hauptsache. So ein Rest vom alten Rüdiger muß doch wohl zurückgeblieben sein, denn sobald ich mit frischer Brise in das Fahrwasser Deines väterlichen Wohlwollens einlenke, frage ich wieder: ‚Hast Du nicht etwas Geld für mich?‘ Es handelt sich freilich nicht um zwanzig Thaler für Spizentram und Blumen, sondern um hundert- undfünfzigtausend Mark für den Ankauf der Virginia. Das prächtige Schiff, für welches überdem eine gute Rente in meinem Herzen steht, soll von den Rhebern verkauft werden, Freund Werner rath zum Ankauf, und so frage ich, willst Du ein Drittel der Kaufsumme zu selbem Prozentsatz mir vorstrecken?“

Die schöne Wittwe.

Roman

von

E. S. v. Dedendorff.

(Fortsetzung.)

Im Laufe des Vormittags erhielt der Justizrath eine Zuschrift von Ella, in der sie ihn ersuchte, zu ihr nach Liebenstein zu kommen. Die Schriftzüge verriethen, daß das Billet in Erregung geschrieben, der Bote meldete, der Wagen der Baronin stehe bereit, Herrn Frelich nach dem Schlosse zu bringen.

Frelich schwankte keinen Augenblick, einen ablehnenden Bescheid zu geben. Da er nicht ahnen konnte, wie Ella schon gestern sich mit dem Gedanken getragen, ihm die Hand zur Versöhnung zu bieten, wie sie das Verlangen besaß, Willi davon zu überzeugen, daß sie seine Warnung beherzigte, so mußte es die Empörung Frelich's steigern, daß sie, anstatt selbst nach L. zu kommen und sich nach dem Zustande ihres Vettters zu erkundigen, ihn vom Schmerzenslager desselben hinwegrief und nach Liebenstein citirte.

„Wenn es Sie interessiren sollte,“ schrieb er zurück, „wie sich Ihr Verwandter befindet, der um Ihre Willen tödtlich verwundet worden, denn er eilte auf Ihren Hülfesruf in sein Verderben, so wäre es wohl nicht unter Ihrer Würde, sich selbst hieher zu bemühen. Für Geschäftsangelegenheiten habe ich heute weder Ruhe noch Ruhe, überdem ist heute der Termin, in welchem Ihre Klage zur gerichtlichen Verhandlung kommt, eine Auseinandersetzung hätte früher erfolgen müssen. Ich habe Fräulein Helene Schubert ein vorläufiges Asyl bei mir geboten, die Art, wie Sie früher den Förster Jörnau und heute Fräulein Schubert entlassen, macht es mir unmöglich, auf den Erfolg von Rathschlägen, die ich Ihnen ertheilen könnte, zu rechnen, ich muß daher zu meinem Bedauern auf dem Verlangen bestehen, welches mein Vertreter bei dem heutigen Termin in Folge Ihrer Klage stellen wird: die geheime Instruktion, welche das Testament Ihres Herrn Vaters für leider eingetretene Eventualitäten niedergelegt, zur Geltung zu bringen. Sobald Sie Kenntniß von derselben erhalten haben werden, bin ich zu mündlichen Verhandlungen bereit.“

Das Billet schloß mit höflichen Formeln, aber Frelich fühlte, als er es noch einmal überlas, daß er damit einen unheilbaren Bruch herbeiführte. Dennoch änderte er es nicht; hätte er ahnen können, wie es in diesem Momente, wo er die harten Worte niederschrieb, in Ella's Brust tobte, wie sie, von den verschiedensten Gefühlen gemartert, sehnüchlich nach ihm verlangte — er hätte diese Zeilen nicht abgeschickt.

Was Ella in den Stunden der Nacht und am heutigen Morgen mit ihrem Herzen durchgekämpft, ehe ihr Stolz sich entschlössen, Frelich nach Liebenstein zu rufen, beschrieb keine Feder. Graf Sternheim hatte sie als Weib beschimpft, er hätte es nie wagen können, ihr zu nahe zu treten, wie er das gethan, wenn er nicht mit der Eröffnung, daß der Prinz tiefere Gefühle für Ella nur geheuchelt — die Wahrheit gesprochen. Wenn der Prinz sie geachtet, hätte sein Kavalierritter den Muth gefunden, sie zu behandeln, wie das geschähe. Kochte ihr Blut bei der Erinnerung an die Schmach, die dieser Mann ihr angethan, so stockte es in den Adern bei dem Gedanken an Willi und sie fühlte eine grenzenlose Debe in der Brust — nicht sie war der Magnet gewesen, der ihn nach Liebenstein gezogen, sondern ein Weib, dem sie fast mitleidige Theilnahme geschenkt, dem sie nie zugetraut, es könne noch irgend welchen Reiz üben, Helene war ja eher häßlich als schön, ihre Jugend war verbüßt. Es war eine entsetzliche Demüthigung für die gefeierte, durch Huldigungen verwöhnte Frau, daß ein Mann, der ihr wider ihren Willen Interesse abgetrogt, sie neben Helene übersehen, und dieses beschämende Gefühl war durch den bitteren Hohn getränkt, daß sie thöricht genug gewesen, sich von Helene täuschen, dieselbe errathen zu lassen, daß Willi Barning ihr interessant geworden!

War er todt oder nur verwundet? Sie wünschte fast, es sei ihr erspart, ihn jemals wiederzusehen. Sie hatte durch ihre Mago Erkundigungen einziehen lassen und erfahren, daß man Barning für todt weggetragen. Wer hatte ihn ermordet? Diese Frage trat vor ihre Seele, ohne sie lebhafter zu erregen, als die Verhältnisse es mit sich gebracht hätten, wenn er ihr auch ein Fremder gewesen wäre. Das Verbrechen erschreckt. Sternheim hatte sie erst verlassen, als der Schuß krachte, er hatte auch keine Waffe gehabt. Die Rose erzählte, Jm halte den Förster für den Mörder, aber Ella hegte viel eher den Argwohn, daß Jm die That gethan, der Förster hatte ja keinen Groll gegen Barning.

Es war möglich, daß Sternheim sich ohne Hilfe eines Dritten auf die Terasse geschlichen, aber wahrscheinlicher war es, daß Jm um sein Vorhaben gewußt, daß er Barning niedergeschossen, damit Willi den Mann nicht stelle, gegen den Ella Hilfe herbeigerufen.

Mochte diese oder jene Annahme die richtige sein, Ella fühlte sich von Verrath umgeben, ein Opfer von Intriguen; wie sich auch die Räthsel lösten, ihre Ehre war besetzt, rathlos stand sie da, und in ihrer Verzweiflung, ihrer Bitterkeit, in der düsteren Ueberzeugung, daß ihr ganzes Dasein verfahren, erschien ihr der Gedanke, den Antrag des Grafen Sternheim anzunehmen, wie eine Lösung, die ihr

wenigstens die Befriedigung verschaffte, blutigen Hohn gegen die Stimme ihres Herzens zu üben, die sie zu den bittersten Enttäuschungen geführt.

Dreimal hatte sich Jm bei ihr melden lassen und bringend um Gehör gebeten, sie hatte ihn abgewiesen, sie war fest entschlossen, kein Wort mehr mit ihm zu wechseln, aber um Jemand ihr Herz auszuschnitten, hatte sie Hulda Jörnau aufgesucht. Das junge Mädchen hatte in tiefem Schlummer gelegen, während die Schüsse das Schloß in Aufruhr versetzt und erst heute Morgen erfahren, daß ein Unglück geschehen. Ella theilte es ihr schonend mit, daß ein Verdacht gegen ihren Bruder laut geworden, den sie aber selbst nicht theilte, dennoch wirkte die Mittheilung erschreckend auf die Leidende, die ja stets in der quälenden Unruhe gelebt, Leidenschaft und Verzweiflung könnten Jörnau zu verbrecherischer Gewaltthat hinreißen.

Hulda wollte sich nicht länger abhalten lassen, ihren Bruder aufzusuchen, ihm zu sagen, wie sehr er die Baronin verkannte, sie bebat in banger Erwartung, zu hören, ob sie zu spät komme — da berichtete die Jofe, es seien schon Gerichtsbeamte auf dem Schlosse, der Förster sei bereits eingekerkert, Jm bitte die Baronin bringend, ihm einen Moment Gehör zu schenken.

Ella wies die Bitte ab, jetzt aber, wo die Krisis hereinbrach, schrieb sie an Frelich. So schwer es ihr wurde, gerade diesen Mann anzusprechen, den sie stets zurückgewiesen, fühlte sie doch das Bedürfnis nach einem Rathgeber und Beschützer so zwingend werden, daß sie sich zu einer Bitte entschloß.

Helene war fort, Hulda bedurfte eher des Trostes, als daß sie fähig, Ella zur Seite zu stehen, sie erhob sogar noch den klagenden Vorwurf, daß das Schreckliche nicht geschehen wäre, wenn Ella sie nicht genöthigt, ihr auf's Schloß zu folgen, sondern, wie sie gewünscht, ihr gestattet, schon gestern ihren Bruder zu suchen.

Vom Fenster aus sah man, wie die Herren vom Gericht und Gendarmen die Lokalitäten besichtigten, die Leute verhörten; Ella mußte jeden Augenblick darauf gefaßt sein, daß man auch ihre Aussage einfordere. Was sollte sie bekennen? Wie weit war es ihre Pflicht, Auskunft auf Kosten von Privatangelegenheiten, die ihre Ehre preisgaben, zu ertheilen — wen sollte sie verdächtigen, wenn man sie auf's Gewissen befragte, wenn sie tödtlichen Haß gegen Willi zutraue?

Sie hatte Jm beauftragt, ihr den Beweis zu liefern, daß Barning sie belausche, ihr Gelegenheit zu verschaffen, Willi dabei zu ertappen, aber befohlen, ihr das Weitere zu überlassen. Konnte sie diesen Auftrag jetzt ohne tiefe Beschämung erklären, wo es sich herausstellte, daß Willi ein Rendezvous mit ihrer Gesellschafterin gehabt, war es etwas Verbotenes, wenn Helene sich mit dem Vetter ihrer Herrin in der Nähe des Schlosses getroffen? War es passend, daß sie den Inspektor beauftragt, auf ihren Vetter deßhalb zu jagen?

Jagten ihr schon diese Gedanken das Blut in's Antlitz, wie wallte es erst bei der Frage, womit sie ihren Hülfesruf fremden Männern erklären oder ihr Schweigen darüber rechtfertigen solle!

Sie sah keine andere Rettung, als Frelich in ihr Vertrauen zu ziehen, ihm ihre Aussage abzugeben, die Wahrung ihrer Ehre in seine Hände zu legen. Es war das eine tiefe Demüthigung, aber jetzt fühlte sie, daß sie doch wohl dem Freunde ihres Vaters Unrecht gethan, daß er der Einzige, dem sie ohne Jagen in dieser Stunde der Noth ihr Vertrauen zu schenken vermochte!

Der Wagen kehrte leer zurück, der Mann, den sie mit fieberhafter Sehnsucht erwartet, versagte ihr ihre Bitte. Sie riß das Billet auf, das er ihr sandte, und wenn sie niemals Thränen der Wuth, der Bitterkeit, der Enttäuschung gekannt, so weinte sie dieselben jetzt —

Jedes Wort des Billets war ein Dolchstoß in ihre Brust. Er warf ihr vor, daß sie an den Verwundeten nicht gedacht, der ihr Blutsverwandter. Er, den sie tausendmal zudringlich genannt, wenn er ihr Rathschläge angeboten, verweigerte ihr seine Hilfe heute, wo sie darum gebettelt. Er warf ihr vor, daß sie Helene entlassen, er übte grausame Vergeltung — jetzt, wo sie ihre Hand ausstreckte, erinnerte er sie kalt an den gerichtlichen Weg, den sie beschritten.

Wieder fuhr ein Wagen in den Schloßhof. Es ist ein dämonisches Walten, daß in Momenten, wo das Herz nach einem Anstoße lechzt, der es zu irgend einem entscheidenden Entschlusse treibt, wo es sich düsterem Fatalismus hingibt, ein Zufall oder eine Fügung den Menschen, der keinen besseren Halt besitzt, stets seinem bösen Genius in die Arme drängt. Wäre Graf Sternheim eine Stunde früher gekommen, als Ella noch auf das Erscheinen Frelich's rechnete, sie hätte keinen Moment geschwankt, ihm ebenso schroff wie Jm jedes Gehör zu verweigern — jetzt, in der furchtbaren Bitterkeit ihres Herzens, erschien es ihr wie ein Fingerzeig des Schicksals, Demjenigen sich anzuvertrauen, der ihr in dieser Stunde seine Hilfe bot. War es ihr doch schon vorher zu Muth gewesen, als sei sie wehrlos an diesen Mann verkauft, der gewaltthätig in ihr Dasein gegriffen — jetzt kam er, die Unterthür für den Pakt zu fordern, der sie an ihn fesselte für ihr ganzes Leben, wollte sie nicht als eine Entehrte, hilflos Verlassene dastehen.

Es war ihr, als verkaufe sie sich an den Bösen, aber blieb ihr eine andere Wahl? Der Mann, der ihre Ehre an den Pranger gestellt, bot ihr seinen Namen, ehe der

Mein Weibchen brennt darauf, auf der schönen, flotten Bark sich heimlich einzurichten, überdem wird die erotische Virginia in eine ehrliche deutsche „Margaretha“ verwandelt werden, und mir wäre es schon recht, wenn Du Deinem Onkelherzen einen Stoß verfehen und recht bald Nachricht geben wollest.

Deinem Nidiger.“

„Johann, Johann,“ rief der alte Herr nach Beendigung des Briefes, „sorge dafür, daß wir mit dem nächsten Zuge nach Hamburg abreißen können,“ und für sich setzte er hinzu: „Willens' Keller! Nicht übeln Geschmack zeigt der Nidiger; ja, ja, das adelige Blut verleugnet er doch nicht. Uebrigens muß Bleichröder mir sofort die ganze Summe flüssig machen, und dann nach Hamburg, den Jungen und sein Liebchen zu umarmen.“

Leopold II., König der Belgier.

(Fortsetz. S. 488.)

Leopold II., Ludwig Philipp Maria Viktor, König der Belgier, wurde zu Brüssel am 9. April 1835 als Sohn aus zweiter Ehe eines vortrefflichen, kenntniß- und erfahrungsreichen Vaters geboren und erhielt (1840) den Titel eines Herzogs von Brabant. Schon frühe zeigte der hochbegabte Kronprinz, dessen Erziehung und Ausbildung die sorgfältigste Leitung gefunden, lebhaftes Interesse für die Handelsbeziehungen und die Hebung der Industrie Belgiens und machte wiederholt größere Reisen durch Europa und nach dem Orient. Am 22. August 1853 mit Erzherzogin Maria Henriette von Oesterreich, der am 23. August 1836 geborenen Tochter des verstorbenen Palatins Josef vermählt, nahm er, ohne heziell in die Regierung einzugreifen, doch mit hervorragendem Rednertalent an den Senatsberatungen Theil, bis den zum erstenmal, umsichtigen Manne herangereisten Prinzen am 10. Dezember 1865 der Tod seines berühmten Vaters auf den Thron drückte.

König Leopold sah sich einer schwierigen Aufgabe gegenübergestellt; er hat bewiesen und zwar glänzend bewiesen, daß er ihr durchaus gewachsen war. Der Thron des jungen belgischen Königs ist nämlich keineswegs etwa ein bequemer Ruheplatz; das kleine, aber von einer dichten und unruhigen Bevölkerung bewohnte Land mit seinen mannigfaltigen materiellen Interessen, eingeteilt zwischen zwei rivalisierenden Großstaaten, Deutschland und Frankreich, sowie dem lange furchtsüchtig herüberblickenden Holland, aus dessen Leib es herausgeschnitten worden, hatte von Anfang an unter Parteidämpfen zu leiden, welche wiederholt sogar aus dem Rahmen der sehr freisinnigen belgischen Verfassung herausstraten, um sich auf die Straße zu verpflanzen. Da galt und gilt es noch heute, mit sicherer, ruhiger Hand das Steuer zu lenken, das Staatsgeschiff heil und ungefährdet durch die oft stürmisch draufenden Wogen zu führen. Der nimmer ruhende, überall wiederkehrende Zwist zwischen den Anhängern des Alten und den Vorkämpfern des Neueren, zwischen Konserverativen und Liberalen, hat sich in Belgien zu einem erbitterten Kampfe zwischen dem Ultramontanismus und den Ideen eines ziemlich radikalen Freisinnus zugespitzt. Verschärft wird der Kampf noch durch den Gegenstand der zwei das Land bewohnenden Nationalitäten, den französisch sprechenden Wallonen, welche die Fägel der Staatsgewalt zu behaupten trachten, und den germanischen Flamen, welche eine vom Holländischen nur in wenigen Punkten abweichende Mundart als Muttersprache reden und gegen die angebliche oder wirkliche Unterdrückung und Vergewaltigung durch die Wallonen sich auflehnen, zumal seitdem ihnen durch die Ereignisse von 1870—1871 das Bewußtsein ihrer germanischen Stammesangehörigkeit einigermaßen erwacht ist. König Leopold II. hat inmitten dieser Parteiwirren unentwegt an dem Grundsatz festgehalten, in streng konstitutionellem Sinne zu regieren und ist der That das Muster eines konstitutionellen Fürsten geworden, welcher ohne jegliche Rücksichtnahme auf seine eigenen Wünsche und Sympathien unbedingt der beschworenen Verfassung sich unterwirft und mit liberalen oder liberalen Rathgebern sich umgibt, je nachdem die parlamentarische Lage es erfordert. König Leopold steht in Wahrheit über den Parteien und zwar nach außen wie nach innen. Im Jahre 1870 verstand er die Neutralität Belgiens gewissenhaft zu wahren und gewann sich dadurch, wie durch seinen klaren Sinn in allen Regierungslagen nicht bloß die hohe Achtung des Auslandes, sondern auch die Liebe und Verehrung seines eigenen Volkes. Man kann sagen, Leopold II. erfreut sich der nämlichen Popularität wie sein Vater und mit Recht. Wie Jener fördert er die Künste und unterstützt auf jegliche Weise wissenschaftliche Bestrebungen aller Art. Ein unsterbliches Verdienst hat er sich aber durch die 1876 von ihm angeregte Gründung einer Gesellschaft zur Abschaffung der Sklaverei in Afrika und zur Erforschung des Innern des schwarzen Erdtheiles erworben. Aus ihr ging in letzter Linie die Errichtung des Kongostaates hervor, welcher berufen scheint, die Ideen zu verwirklichen, in deren Dienst sich König Leopold mit so viel Eifer und persönlicher Aufopferung gestellt hat.

Die hohen Verdienste dieses mächtigen, unermüdeten und aus eigenem, umfassendem Wissen und Verstandniß schöpfenden Förderers eines großen kulturellen Werkes, das die weiten afrikanischen Gebiete den Unternehmungen europäischen Handels erschließen soll, hat Fürst Bismarck in der Schlußfugung der zu Berlin abgehaltenen Kongokonferenz mit folgenden, allüberall volltönenden Wiederhall erweckenden Worten dankend erwähnt: „Ich kann diesen Punkt nicht berühren, ohne den edlen Bestrebungen Seiner Majestät des Königs der Belgier unsere Huldigung darzubringen, des Begründers eines Werkes, das heute von fast allen Mächten anerkannt ist und daß, indem es sich befestigt, der Sache der Menschlichkeit werthvolle Dienste wird leisten können.“

So wissenschaftlich gebildet, thatkräftig und aufopfernd der Monarchie ist, so liebenswürdig, geistreich und vornehmweisend ist der Privatmann — wie sein Vater das Muster eines Regenten; möge es ihm, dem auch auf seiner Höhe schwere Schicksalsläge nicht erpart geblieben, vergönnt sein, noch manche Jahre die wohlverdiente Liebe seines Volkes, die freudige Anerkennung der Mitwelt zu genießen und das Gelingen und erfolggekürzte Fortschreiten eines Friedenswerkes zu sehen, mit dem des hohen Begründers Name für ewige Zeiten verknüpft ist.

Schimpf sie öffentlich traf. Wenn sie ihn jetzt empfang, so mußte sie verzeihen, was er ihr gethan, andernfalls durfte sie ihn nicht vor sich lassen, ohne sich noch mehr zu brandmarken. Ihn abweisen hieß für immer darauf verzichten, Genugthuung von ihm zu erhalten.

Der Graf ward gemeldet, wieder war Ella allein, diesmal hätte sie auch keinen Zeugen brauchen können, sie war ja bereit, sich zu ergeben.

Ella war todtenbleich, als der Graf eintrat, aber ihr Haupt war erhoben, und mit düsterer, beinahe unheimlicher Entschlossenheit blickte sie ihn an.

„Es ist sehr dreist von Ihnen,“ redete sie ihn an, „hier zu erscheinen, aber Sie fühlen sich als Sieger, Sie haben Waffen gebraucht, die das Opfer wehrlos machen, was wünschen Sie von mir?“

„Sie sind hart, Ella. Auf den Knien erbitte ich die Erlaubniß, sagen zu dürfen, daß ich gestern meine Braut besucht, und hoffen zu dürfen, daß Sie mir verzeihen, was ich in blinder Leidenschaft gewagt.“

„Ich gehöre Ihnen an, wie die Beute dem Räuber, die keine Verührung werthlos für Andere gemacht. Es wird Ihre Sache sein, die äußere Ehre Ihrer Braut zu wahren. Ich nehme Ihren Antrag an, weil ich muß — aber doch nur unter einer Voraussetzung: Können Sie mir die eidlche Versicherung geben, daß Sie schuldlos an dem vergossenen Blut?“

„Ich war ja bei Ihnen, Ella!“

„Ich fordere eine klare Antwort. Ist Ihr Gewissen von jedem Vorwurf einer Mitschuld frei, galt Ihr Anschlag gestern nur mir? Was mir geschehen, kann ich vergeben. Ich fordere Ihren Eid auf Ehre und Gewissen!“

„Wie kommen Sie auf solche Gedanken? Ich hätte Herrn Barning vor das Pistol gefordert, wenn ich ihn werth gehalten, mir Genugthuung zu geben. Es ist so gut wie erwiesen, daß der Förster Jörnau Barning erschossen, man hat das Gewehr gefunden, aus dem er den Schuß gethan. Er scheint Barning für den Inspektor gehalten zu haben, er stieß bei der Verhaftung wilde Flüche gegen denselben aus, er scheint völlig irrsinnig geworden zu sein und hat die That wohl in Raserei begangen. Doch Sie haben mir so viel zu vergeben, daß ich den Vorwurf nicht wagen darf, wie Sie mich eines Mordes oder einer Mitschuld an solchem fähig halten können! Ella, ich wollte, Sie könnten in mein Herz sehen, wie tief es mich beschämt, das Jawort, das meine Liebe heiß ersehnte, in



Leopold II., König der Belgier. (S. 487.)

dieser Weise zu erhalten. Aber ich werde nur Pflichten, keine Rechte daraus ziehen. Vor den Menschen sind Sie meine Braut, aber ich werde mir nicht die kleinste Gunst erbitten, bis ich Ihr stolzes Herz versöhnt und mir seine Achtung erobert.“

Das Antlitz Ella's schaute weniger finster, ein solches Entgegenkommen hatte sie nicht erwartet, ein so schonendes Gefühl Sternheim nicht zugetraut.

Eine halbe Stunde später und der Graf konnte Ella melden, daß der Staatsanwalt auf ihre Vernehmung Verzicht geleistet; er habe ihren Hilferuf durch einen schlechten

Scherz erklärt, den er sich erlaubt, seine Braut zu ängstigen, und das Versprechen erhalten, daß man diesen Punkt mit Discretion behandeln werde, wenn die Untersuchung das irgend gestatte.

Achtzehntes Kapitel.

Ella war die Braut des Grafen Sternheim. Hatte sie eine Verbindung mit dem Prinzen Emil sich schon wie eine Art Selbstmord an den Träumen ihrer Jugend vorgestellt, wie ein Begräbniß der Sehnsucht ihres Herzens nach dem Glück der Liebe, wie das Wandern in einen Kerker, dessen Thor alle Illusionen abschließt, so erschien ihr der heute geschlossene Bund wie eine Sünde gegen sich selbst, wie eine Vergiftung ihres Daseins, mit der sie sich der Selbstachtung beraubt, aber die Bitterkeit in ihrer Brust war so groß, daß sie sich in diesem Hohn gegen das eigene Herz gefiel, daß sie die Wunde, an der ihr Herz verblutete, noch weiter hätte aufreißen mögen. Der Mann, den sie gehaßt, der war ihr lieber als der Gleichgültige; mußte sie sich prostituiren, verkaufen, so warf sie sich lieber Dem in die Arme, dem die Leidenschaft wenigstens den Muth gegeben, sie zu erobern, als daß sie es bereut, mit dem Prinzen gebrochen zu haben, der zu keinem Entschlusse gekommen. Es machte einen sehr günstigen Eindruck auf Ella, daß Sternheim, als sie demselben ihre Absicht, ihm zu entsagen, aussprach, sehr bereitwillig seine Hülfe anbot, ihr sogleich Jemand zu verschaffen, der interimsistisch die Verwaltung der Herrschaft übernehme. Hatte sie in dem Argwohn, da zwischen ihm und dem Grafen mehr oder minder ein geheimes Einverständnis geherrscht, eher das Gegentheil erwartet, so zerstreute die Antwort Sternheim's ihren Verdacht — sie konnte es freilich, da sie ihm nicht vor sich gelassen, nicht ahnen, wie sehr sie mit ihrem Verlangen den Wünschen des Grafen entgegenkam.

Wir haben schon oben angedeutet, daß ihm kein fertiger Verbrecher. Er hatte den Mord begangen, als aber die That geschehen, besonders als er beim Auffinden des Verwundeten das bleiche Antlitz desselben gesehen, die Verwünschungen der Leute gegen den Mörder gehört, als er dann aus den Worten und Mienen des Grafen den Vorwurf gefühlt, daß er seine Sache hätte besser machen können, da hatte die Neue sich mit der Angst und Unruhe des belasteten Gewissens vermengt. Er hatte Niemand, mit dem

(Fortsetzung auf Seite 490.)



Kanalbrückenjoll in Holland. Zeichnung von C. D. Morray. (S. 491.)

Das japanesische Dorf in London.

Der Versuch, ein vollständiges japanesisches Dorf mit seinen Verkaufsmagazinen, Theehäusern, Theatern und Götzenaltären, sowie all' seinen Bewohnern von dem warmen, sonnigen Japan



Ein Straßenwinkel.

nach dem nebelverhangenen, düstern London zu transportieren und dies in der kältesten, ungemütlichsten Jahreszeit, war ein ebenso kühnes als vollständig gelungenes Unternehmen. Wir geben unseren Lesern die Hauptstücke dieser seltsamen Ausstellung hier im Bilde.

Man hat den mandelförmigen Künstlern in Gumprecht's Hall, Knightsbridge, das nöthige Terrain angewiesen und befinden sich dieselben auch dort schon wie zu Hause. Die Bretter für ihre



Theebrettverfertiger.

Magazinverschläge, die Dielen, auf denen sie sitzen oder, besser gesagt, lauern, Alles wurde gleichzeitig mit herüber gebracht, und wenn man noch den belebenden Sonnenschein, den lächelnden blauen Himmel und das reiche tropische Blätterwerk ihrer östlichen Heimat hinzufügen könnte, so würde das Bild japanischen Lebens ein wirklich vollendetes sein. Allem Anschein nach



Stochschnitzer.

gefällt den importirten Fremdlingen, sowohl Männern wie Frauen, der Spaz ungemein, sie gleiten mit den geschliffenen, lebhaften Augen vergnügt über ihre Besucher, machen in ihrer fremdartig klingenden, doch nicht unharmonischen Sprache Bemerkungen über dieselben und arbeiten dabei ruhig fort in jener hast, aber rastlosen Weise, welche die Orientalen so vorthellhaft vor den westlichen



Schreinmaler.

Rassen auszeichnet. Ihre langen braunen Hände sehen nicht allzu sauber aus, auch halten sie ihre Handwerkszeuge in uns ungeachtet dünkender Weise, was sie aber damit gestalten, ist hübsch, proper und außerordentlich fein ausgeführt. Eine genügende Menge von Gasflammen steht ihnen zur Verfügung, sie ziehen jedoch vor, zur Beleuchtung des Arbeitstisches ihre eigenen Wachs- oder Kompositionskerzen zu verwenden, die sie, vermittelst einiger Tropfen, die davon heruntergeschmolzen werden, auf kleine runde oder viereckige Blechtafeln festsetzen. Letztere werden ganz nahe zur arbeitenden Hand gerückt und dennoch scheinen die Kerzen niemals umgeworfen zu werden, abzutropfen, oder sich in irgend einer Weise zu benehmen, wie es unter unseren, weniger gut gezogenen Kerzen leider oft üblich ist. So sitzen die Leutchen arbeitend und plaudernd



Der Götze.

da, ihre Beine auf comfortabelste Art untergeschlagen; eine auffallend hübsche Frau mit einem Teint „wie Milch und Blut“ und zufriedener, glücklicher Gesichtchen, geht ab und zu, von Behausung zu Behausung, sich nach dem Wohlbefinden ihrer Landsleute zu erkundigen; ein Paar magerer kleiner Japaneschen watscheln in Begleitung ihrer unverleimbar englischen Kanne in warmen, langärmeligen blauen Röschchen daher; aus dem anstößenden Bau, wo eine theatrale Vorstellung stattfindet, schallt in einzelnen barbarischen, jedoch nicht mißtonenden Klängen die das



Schirmmacher.

Spiel begleitende Musik herüber. Bum! Bum! Japanesisches Dorfleben. — Unser Künstler hat auch das Theehaus nicht vergessen, wo der duftende, nervenbelebende Trank von einer jungen Dame präsentiert wird, die ihr lachendes Gesichtchen öfters hinter



Theehaus.

dem lofen weiten Kermel birgt — es scheint, daß auch in Japan in's Häußchen gelacht wird. Ebenso nebenan den Schirmladen, wo, auf einer Art Staffelei, das Bambusgestell des Schirmes aufliegt, während der Künstler denselben erst rundum mit Papier bekleidet und dann letzteres mit feinen, grotesken bunten Figuren



Töpfer.

bemalt. Etwas weiter unten hat sich ein Schreiner und Holzgeräthemacher etablirt und im Hintergrunde eines durch zwei nicht aneinander gebaute Läden gebildeten freien Plazes ist eine Art Tempelchen errichtet worden, wo vor einem scheußlich aussehenden



Briefschreiber.

frakenhaften Götzenbilde fortwährend zwei Lampen brennen. Ein Stochschnitzer schneidet mit seinem scharfen Messer fleißig die wunderlichsten Figuren heraus, während ein Ofen- und Lichtschirmmaler aus seltsam geformten Töpfen seine schreienden Farben wählt. Da ist auch ein Briefschreiber, der beständig auf kleine Stücken Papier einige Worte Japanesisch zum Entzücken der

damit Bescherten niederschreibt und hier ein Töpfer, der die Oberfläche einer Vase mit Blumen, Schmetterlingen und Blätterwerk belegt, zwischen welche dann das leuchtende Email eingelassen wird. Höchst interessant ist auch das Sticken auf in Rahmen gespannten Satin. Die Blumen sehen frisch und farbenschimmernd aus, ob schon die braunen Hände die Seide fortwährend auf- und abrollen, ein heruntergebrannter Lichtstumpf wird weggeworfen und ein neues Licht aufgesetzt, doch die Finger sind unbeschmutzt und ruhig schreitet das Werk fort, bis ein ausstellenswerthes Stück vollendet worden ist. Die gymnastischen und theatralischen Vorstellungen ziehen stets eine große Anzahl von Zuschauern an, das meiste Interesse konzentriert sich jedoch immer auf die Werkstätten und die darin hantirenden fleißigen und hochintelligenten Arbeiter. Es ist wirklich ein Stück japanischen Dorf- und Industrielebens, das an die düsteren Gassen der Themse bei London hingezaubert worden.

Die schöne Wittwe.

(Fortsetzung von Seite 488.)

er während der Nacht die Sache besprechen konnte, der Mann, der ihn zu dem Verbrechen verführte, war fort — der machte sich keine Sorgen, der war ja sicher vor jeder Anklage, er konnte die Mitschuld ableugnen.

Die Furien des bösen Gewissens führen Gespensterbilder vor die Seele des Verbrechers. Es war Unerwartetes geschehen, was außer aller Berechnung gelegen. Willi Barning war nicht allein gewesen, ihm konnte nicht wissen, was Helene von den Vorfällen gesehen und gehört. Ihm hatte sich eingebildet, Willi stelle der Baronin nach, diese könne, schon um ihr Erbe nicht theilen zu müssen, Barning die Hand reichen, dann müßte ihm Freilich Rechnung ablegen. Diese Sorge fiel zusammen wie ein Traumbild, das ihn genarrt, Willi schien sich mit der Gesellschaftlerin begnügt zu haben, die Baronin entließ dieselbe, das Verbrechen war vielleicht für die Interessen ihm's ganz überflüssig gewesen, der Graf aber zog auch seinen Vortheil davon, Ella hatte ja einen Hülfseruf gegen ihn ausgestoßen, es war fraglich, ob Sternheim jetzt, wo Alles mißlungen, seine Verheißungen erfüllte.

Ihm erfuhr, daß es die Schwester des Försters sei, die Ella als Gast nach Liebenstein gebracht. Konnte sie der Rivalin das Bitterste verzeihen, das ihr Herz erlitten, so hätte sie ihm wohl auch den Leichtsinns vergeben, der ihn zu Unterschlagungen verleitet. War er nicht ein Thor, daß er gesagt, er glaube den Förster erkannt zu haben? Wüßte es der Förster, daß Ella seine Schwester zu sich genommen, so glaubte Niemand, daß denselben eine verbrecherische Absicht zum Schlosse geführt; diese Lüge konnte ihm verhängnisvoll werden.

Die Unruhe des Inspektors steigerte sich zu gräßlicher Seelenfalter, es ward ihm unheimlich zu Muth, als Ella ihm Gehör verweigerte; hatte sie weder das Bedürfnis noch Ursache dazu, mit ihm die Sache zu besprechen, so war das ein Beweis, daß sie ihn anklagen wollte.

Auf der einen Seite quälte ihn die Angst, auf der andern fehlte ihm doch der Muth, die Wahrheit zu bekennen, und als die Gerichtsbeamten und Gendarmen erschienen, wappnete er sich mit dem finstern Trost der Lüge, aber man merkte es ihm an, daß er sich unsicher fühlte. Der Umstand allein, daß man die Verhältnisse nicht kannte, die ihn zum Feinde Barning's gemacht, daß das Gewehr des Försters gefunden wurde, verschuldete es, wenn man seine Angaben gelten ließ. Da erschien endlich der Graf. Er zerstreute die Bedenken, welche die Unsicherheit ihm's hervorgerufen, aber er erkannte auch, daß der junge Mann dem ersten Verhör eines geschickten Kriminalisten erliegen werde, wenn er nicht Muth habe, sich auf dasselbe vorzubereiten. Der Vorwand, ihm auf Wunsch Ella's vom Gute zu entfernen, war ihm daher äußerst willkommen, er zerstreute den Argwohn gegen den jungen Mann durch die vertrauliche Mittheilung an den Staatsanwalt, daß ihm ihm geholfen, die Baronin heimlich zu überraschen.

Der Förster war in seiner Behauptung angetroffen worden. Sein ganzes Benehmen war den Gendarmen, die mit argwöhnischem Vorurtheil gekommen, äußerst verdächtig erschienen, aber auch das Zeugniß seiner Frau, er habe während des Abends und der Nacht die Försterei nicht verlassen, machte nicht den Eindruck überzeugender Wahrheit — abgesehen davon, daß man auf die Angabe der Ehefrau des Angeklagten wenig Gewicht legen durfte, wurde dieselbe mehr als zweifelhaft, als sie bei dem Nachforschen nach dem fehlenden Gewehr sichtlich erschrak und ängstlich fragende Blicke auf ihren Gatten warf.

Der Förster hatte bitter aufgelacht, als man ihm in's Antlitz gesagt, er solle nicht leugnen, ihm habe ihn erkannt. „Recht so! So muß es kommen!“ und ähnliche Ausdrücke bitteren Hohnes waren fast die einzige Antwort, die er auf die Fragen der Beamten gab, in stumfer Resignation fügte er sich der Verhaftung und jetzt gestand die geängstigte Frau, sie habe es ihm nicht ausreden können, noch am Spätabend nach dem Schlosse zu gehen, er habe aber kein Gewehr mitgenommen und sei sehr bald wieder zurückgekehrt, weil er das Krachen von Schüssen gehört — er habe gesagt, es seien Wildschüßer, er müsse sich schämen, von ihnen ohne Gewehr gesehen zu werden.

Im Bade L. machten die Gerüchte von den Vorfällen auf Liebenstein begreifliches Aufsehen. Gestern noch hatte alle Welt den Stab über den jungen Arzt gebrochen, der in bauerlicher Weise die Rücksichten gegen vornehme Gäste verlegt,

da hatte man sich schon mit der Frage beschäftigt, ob das Fest auf Liebenstein, welches der Graf Sternheim in Aussicht gestellt, etwa die Verlobung der schönen Baronin mit dem Prinzen verherrlichen werde — heute durchlief die Kunde, daß Willi Barning in den Anlagen von Liebenstein ermordet worden und daß Graf Sternheim — nicht wie man gedacht — der Prinz — sich mit der Baronin verlobt. Und diese beiden Gerüchte wurden auf die verschiedenste Weise illustriert. Es fielen Aeußerungen darüber, daß Graf Sternheim an die Stelle des Prinzen getreten, die nicht schmeichelfast für die Baronin waren, und man bekräftigte den Zufall, der den Grafen der Sorge überhob, sich Genugthuung von Doktor Barning zu verschaffen. Man hörte, daß die Gesellschaftlerin Ella's plötzlich Liebenstein verlassen und den Schwerverwundeten pflege, daß Graf Sternheim sich zur Zeit des Mordes bei Ella befunden, und daß diese einen Hülfseruf ausgestoßen, man flüsterte, der Doktor Barning habe von Ella den größten Theil ihres Vermögens zu fordern gehabt, da ihr Antheil unter der Verschwendung Lieben's und auch durch schlechte Dekonomie ihrerseits bedeutend zusammengeschmolzen.

Den umlaufenden Gerüchten folgten täglich neue. Der Förster Zornau hatte sich im Gefängniß erhängt. Man erfuhr, daß die Baronin die Schwester des Försters zu sich genommen, man erklärte das dadurch, daß sie, aus Angst vor einem Racheakt des leidenschaftlichen Mannes, den Groll desselben habe beschwichtigen wollen, aber zu spät, denn ehe er erfahren, daß Hulda auf dem Schlosse, habe er das Verbrechen begangen, dem Barning zum Opfer gefallen, er habe diesen für den Inspektor, der die rechte Hand der Baronin gewesen, gehalten. Betheuerte auch seine Wittwe Denen, die Nachfrage hielten, das Gegentheil, so schien doch kaum eine andere Erklärung möglich, besonders da sie selber zugegeben, daß Zornau am späten Abend nach Schloß Liebenstein gegangen. Das Kaliber der Kugel, die man in der Brust Barning's gefunden, stimmte mit dem des Gewehres, das dem Förster gehörte.

Prinz Emil war auf Reisen in's Ausland gegangen. Man wollte wissen, daß zwischen ihm und Sternheim eine äußerst heftige Szene auf der Hochburg stattgefunden, seine Ungnade ward aber für den Grafen durch besondere fürstliche Gunst ausgeglichen, der regierende Fürst belohnte den früheren Kavaliere seines Bruders dadurch, daß er ihm die Verwaltung der Herrschaft Olau übertrug.

Wir führen den Leser an das Krankenbett Willi's. Vierzehn Tage sind verflossen, seit man ihn für todt in's Krankenhause gebracht, bis heute hat er besinnungslos, theils in Fieberphantasien, theils in Agonie dagelegen, es ist der Kunst eines aus der Residenz gerufenen Arztes, der aufopfernden Pflege Helenens und der kräftigen Natur Willi's nach dem Willen des Himmels zu danken, wenn endlich eine glückliche Krisis das Opfer den Krallen des Todes entriß.

Willi schlägt das Auge auf und erblickt Helene an seinem Lager. Es ist ihm, als erwache er aus schwerem Traume, es kostet Mühe, die Bilder der Erinnerung von denen des Fiebers loszuräumen. Der Arzt hat die größte Schonung, die möglichste Vermeidung jeder Erregung gefordert, aber die Wißbegierde des Kranken fordert Erklärung über die Fragen, die sein Herz immer lebhafter beschäftigten, je mehr die Besinnung freier wird vom Bann der Träume.

Nur allmählig wird ihm die geforderte Kost gereicht, aber was er hört, steigert die Neugierde, erweckt Befremden, stimmt ihn ernst und nachsinnend. Freilich, den Helene herbeigerufen, glaubt keine bessere Arznei geben zu können, als indem er die Gefühle Willi's für Ella durch Verachtung zu ersticken sucht, er sagt ihm, daß Ella sich mit dem Manne verlobt hat, der noch unwürdiger als der Prinz, daß sie damit einen Trumpf blutigen Hohnes gegen Jeden ausgespielt, der es wohl mit ihr gemeint und der ihrem Herzen edlere Gefühle als die flüchtige Eitelkeit zugetraut.

Die Arznei, von der sich Freilich so viel versprochen, wirkte schlecht; es ist, als ob das Fieber den Kranken von Neuem gepackt. Er fragt nach diesem, nach jenem Umstande, der den Gang der Untersuchung geleitet, die Vergerde, immer mehr zu hören, verräth eine ungeheure innere Erregung, aber anstatt, wie Freilich gehofft, mit Widerwillen die Erinnerung an Ella zu bannen, scheint der Kranke sich nur mit ihr und ihren Angelegenheiten zu beschäftigen, er verliert sich in ein dumpfes Hinbrüten, und der Arzt, der schon die besten Hoffnungen hegte, fürchtet das Schlimmste. Aber seltsam, die Erregung, welche anfänglich ernste Befürchtungen nach gerufen, zeigt sich plötzlich doch als ein wunderbares Heilmittel, während sonst freudige Eindrücke wohlthätig wirken, scheint hier die Bitterkeit, die den Kranken düster und verschlossen gemacht, als wolle er an dem Gifte zu Grunde gehen, das man ihm gereicht, die Lebensgeister zu stählen, dem Kranken, welcher, wie gleichgültig gegen die Hoffnung, die Medizin nur maschinenmäßig nimmt, dem schlägt jede Arznei merkwürdig an, es ist, als ob sein Körper sich um so rascher erhole, je weniger er darnach begehrt, wieder in die Welt zu treten.

„Ich will Ihnen ein Geheimniß offenbaren,“ beginnt Willi eines Tages, als der Justizrath ihm mitgetheilt, daß vom Gericht schon die Anfrage gesehen, ob der Kranke vernommen werden könne, „ich schenke Ihnen das Vertrauen mit zuversichtlichem Herzen, von Ihnen verstanden zu werden. Der Förster ist unschuldig, da er sich aber das Leben genommen, gehe ich mit mir zu Rathe, ob ich um eines

Andern willen es vor meinem Gewissen verantworten kann, dem Gericht die Wahrheit zu verschweigen.“

Der Justizrath schaute betroffen auf, das klang fast wie das Reden eines Fieberkranken. War ein Anderer als der Förster der Mörder, wie sollte es da Schonung für Ella sein, die Wahrheit zu verschweigen! Oder ging Willi im düstern Wahne so weit, Ella dessen zu beschuldigen, daß sie seinen Tod gewollt?

Es lag etwas Unheimliches in der Ruhe Willi's, mit der er diese entsetzliche Andeutung gegeben. Der Kranke bemerkte es, daß Freilich ihn mit Unruhe, fast mit Grauen anschaute und lächelnd trübe.

„Sie sagten,“ fuhr er fort, „daß der Verdacht gegen den Förster dadurch bestätigt worden, daß man in meiner Brust eine Kugel aus einem seiner Gewehre gefunden, daß das Gericht glaubt, der Förster habe nicht gewußt, daß die Frau Baronin von Lieben seine Schwester zu sich genommen?“

„Ich begreife das Letztere noch nicht,“ sagte Willi, „als Freilich seine Fragen bejaht, ich habe vergeblich nachgehoben, ich verstehe diese Handlungsweise nicht mit dem Charakter in Einklang zu bringen, den die Frau Baronin — Willi schien absichtlich diese förmliche Bezeichnung für Ella wiederholt zu wählen — sonst zu erkennen gegeben, aber ich weiß es jetzt, daß Zornau tief gerührt und erschüttert, aber nicht, wie ich annahm, geistig verstört gewesen, als er mir begegnete.“

Willi erzählte hierauf dem Justizrath seine Erlebnisse, die wir dem Leser schon mitgetheilt, wie er den Grafen Sternheim und ihm beobachtet, wie er in der Hand des Erstern ein Gewehr gesehen, das derselbe beim Abschiede von der Försterin nicht gehabt, er wiederholte die Worte, die er erlauscht, und berichtete dann über seine Begegnung mit dem Förster.

„Wer, glauben Sie jetzt,“ fragte er, „als er geendet, ist der Schuldige?“

Freilich hatte mit athemloser Spannung gelauscht, er war bleich vor Erregung.

„Helene sagt, daß ihm Auftrag von Ella gehabt, Sie zu stellen,“ murmelte Freilich, wie vor den eigenen Gedanken schauernd — „er soll vorgegeben haben, daß es sich nur um eine Ueberraschung, ein Enttappen gehandelt — glauben Sie, Willi, daß Ella Ihr Blut gefordert?“

„Ich will darüber nicht nachdenken, ich will nicht forschen, nicht grübeln,“ versetzte Willi düster, „ich habe das Weib geliebt, es ist meine Blutsverwandte, und Derjenige lebt nicht mehr, auf dem der Verdacht fälschlich lastet — ich denke, ich darf schweigen.“

„Armer Willi!“ rief Freilich tief bewegt. „Ich hab's geahnt, daß es die unselige Liebe zu der Glenden war, die Ihnen die Lust am Leben vergiftet. Ich soll Ihnen rathe. Verdienen thut es weder Ella noch der Bube Sternheim, daß man sie schon, aber wenn Ihr Herz frei wird von den Gedanken an Ella mit der Gnade, die Sie ihr aus Mitleid gewähren, so überlassen Sie es einem höheren Richter, Vergeltung zu üben. Es kann kein Gericht den Geschädigten zwingen, eine Anklage zu erheben, oder gegen nahe Verwandte Zeugniß abzulegen, es ist kein Unschuldiger vor ungerechter Verfolgung mehr zu schützen, und wie ich die Sache beurtheilen kann, verschweigen Sie nur Vermuthungen, aber keine gewissen Ueberzeugungen — Ihr Gewissen wird sich also wohl schwerlich belastet fühlen.“

„Die Wittve und die Kinder des Försters leiden unter dem Verdacht, der auf dem Todten lastet.“

„Man hätte den Förster für unzurechnungsfähig erklärt, er wäre nie verurtheilt worden,“ entgegnete Freilich, „Frau und Kinder sind durch eine Pension versorgt, und wenn Sie ihnen sagen, daß Sie an Zornau's Schuld nicht glauben, wird das mehr für die Angehörigen des Försters sein, als wenn die Untersuchung neu eingeleitet wird und doch kein Resultat bringt, das den Verdacht völlig aufhebt. Aber Ella muß es erfahren, welche Schonung Sie ihr aus Barmherzigkeit gewähren.“

„Niemals!“ rief Willi heftig, ihn unterbrechend, „Sie werden mein Vertrauen nicht mißbrauchen. Wer sagt Ihnen, daß sie die That gewollt? Ich mag nicht mit ihr rechten. Wüßte sie mein Verderben, so mag sie das mit sich selber ausmachen, duldet sie es nur, daß der Verbrecher strafflos bleibt, und kann sie dem Anstifter eines feigen Mordmordes ihre Hand reichen, so ist es Strafe für sie genug, daß ich lebe und daß ich zu stolz bin, Vergeltung zu fordern. Ist sie aber betrogen, ahnt sie nicht, welch ein erbärmlicher Schurke der Mann, dem sie angehört, will, so mag sie es nie erfahren. Konnte sie sich entschließen — vielleicht um nicht als Verschmähte des Prinzen dazustehen, vielleicht um nur eine Gräfin zu werden und einen Beschützer gegen Sie zu finden, dem ersten Besten ihre Lippen und ihre Hand zu bieten, so ist sie zu beklagen, weniger als je würde sie einem Varnier trauen; — mag der Bube sich ihr gegenüber selbst entlarven — vielleicht wird er an ihrer Seite und durch den Druck des Gewissens ein Anderer — ich werde die Ruhe der Frau Baronin nie wieder stören.“

Es klang tief schmerzlich aus dem Munde Willi's und erschüttert brückte ihm Freilich die Hand. Es war hier weder Widerspruch noch Trost möglich, aus den Worten Barning's war zu sehen, wie er alle Möglichkeiten grübelnd erwogen und zu dem Resultat gekommen, daß Ella im günstigsten Falle nur des Mitleids werth.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Andalusierin.

(Bild S. 484.)

ist die ein Idealbild einer begeisterten Malerphantasie oder ein Porträt nach der Wirklichkeit? Wie dem auch sei, der spanische Maler Goya hat uns hier ein Wesen vor Augen geführt, das unsere Seele gefangen nimmt. Der südspanische Typus ist nur ein angedeutet, jede Schärfe vermieden; die Grazie, das Feuer, die schmachtende Melancholie des andalusischen Frauencharakters sprechen jedoch aus den Zügen der Schönheit und rechtfertigen die Bezeichnung. Dazu kommt das originelle, echt nationale Kostüm, das solette Mägen und die schon nach dem Orient hinweisende Jade. Das Besondere sind aber die Augen; orientalisches mandelförmig geschnittene, klein, feurig, verschleierte, sammetig-schwarz und von eigentümlich schönen Lidern halb verdeckt. Das ist spezifisch andalusisch und zaubert uns die Olivenhaine und Orangenplantagen, den tiefblauen Himmel über den alterthümlichen Häusern und schimmernden Felsbergen Sevillas vor Augen. Wir hören sozusagen Guitarrentöne und die im Dreiklang hinschwebenden Melodien des Ständchens, indem wir den Zauber dieser Augen auf uns wirken lassen.

Kanalbrückenjoll in Holland.

(Bild S. 488.)

Holland hat sich noch viel Originalität bewahrt. Dazu trägt vor allem die Gestaltung des Landes bei, dessen Landstraßen vielfach Kanäle sind, die selbst in manchen Gegenden die Aderwege bilden. So bestellt der Holländer sein Feld vom Wasser aus. Röhre sind seine Erntewagen und Gondeln bringen seine Produkte zu Markt. Ein bedeutender Theil der niederländischen Bevölkerung lebt auf dem Wasser, das sind die Dorf- und Frachtschiffer, die herumziehenden Handwerker, wie Kesselflicker, Schleifer und die Holzbohrer. Ihre Schiffe durchziehen die Kanäle; sie sind ein ganz eigenartiger Menschenhaufen, ohne anderes Heim als ihr Schiff. Auf dem Wasser geboren, verbringen sie ihr ganzes Leben auf dem Kahn und ihre Kinder wachsen wie sie auf. Es ist selten, daß Jemand von dieser Kanalbevölkerung an das Land geht und dort ansässig wird, sie heirathen fast nur unter einander. Eine solche Familie zeigt unsere Illustration gerade auf der Fahrt begriffen und den Kanalbrückenjoll zahlend, der auf echt holländisch-praktische, aber wenig elegante Art, mittels eines alten Holzschubes, der als Kassenbeutel gilt, in Empfang genommen wird. Das Bild gibt ein spezifisch niederländisches Stück Kanalens hier wieder.



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

Wenigen dürfte es vielleicht bekannt sein, daß auch die Zahnheilkunde vereinst einen Vertreter unter den Fürsten besitzt, ebenso wie jetzt die Augenheilkunde einen Fürsten, den Dr. med. Herzog Theodor von Bayern, zu den Ihrigen zählt. Dieser fürstliche Zahnarzt war kein Geringerer als Kaiser Peter der Große von Rußland; selbstverständlich kein Zahnarzt im heutigen Sinne, sondern ein solcher, der, wie dieß früher üblich war, das Uebel aus der Wurzel kurrte und die Zähne mit großer Geschicklichkeit herauszog. Peter der Große besuchte während seines Aufenthaltes in Holland sehr oft das anatomische Theater des Arztes Borchard und erlernte dort das Seciren von Leichen, sowie kleinere chirurgische Operationen. Nach seiner Rückkehr nach Rußland verwertete er die erlangten Kenntnisse namentlich als Zahnarzt, zum Besten seines Hofstaates und seiner Unterthanen. Geizfuß und Zahngangen hatte er immer in der Tasche. Wenn irgend Jemand in seiner Umgebung Zahnschmerzen oder einen schlechten Zahn hatte, so betheiligte er dem Leidenden seine fürstliche Gunst und Kunst durch Herausziehen des Zahnes. Ja, das Zähneherausziehen wurde schließlich für ihn so zur Passion, daß er sogar zum Tode verurtheilte Verbrecher vor ihrer Hinrichtung noch von den schlechten Zähnen befreite, oder, wenn Mangel an Patienten vorhanden war, auf einem Spaziergange in irgend ein Haus trat und die Bewohner desselben heranmarschiren ließ. Waren frange Zähne zu finden, so mußte der Besitzer derselben sich auf die Erde legen; der Zar klemmte dessen Kopf zwischen seine Kniee und zog; der Patient nach Herzenslust. Zeigte sich der Patient sehr wehleidig, so wurde er nicht etwa chloroformirt, wie dieß heutzutage üblich ist, sondern der kaiserliche Zahnarzt prägelte ihn eigenhändig durch, bis er stille hielt.

Zwei Fliegen auf einen Schlag.

Folgende Inschrift ist auf einem der Grabsteine des Père-lachaise zu lesen: „Hier liegt Gabriele K., meine innigst geliebte Gattin, ein Engel.“ Hier wurde mich nie über ihren Verlust trösten können.“ — Darunter: „Hier ruht Henriette J., meine zweite Gattin, auch ein Engel.“

Ja so!

„Adolph, lieber Junge, Deine Cousine ist ein herziges Geschöpf, ich wollte, sie wäre meine Frau!“
„O, wünsch' Dir das nicht!“
„Warum nicht?“
„Sie kann nicht Klavier spielen.“
„Da seh' ich noch nichts Schlimmes dabei.“
„Du mußt mich ausreden lassen; ich wollte sagen: Sie kann nicht Klavier spielen und doch spielt sie den ganzen Tag!“



Die Leuchttürme und das elektrische Licht.

Einem unlängst veröffentlichten Vortrage über das elektrische Licht im Dienste der Schifffahrt von dem bekannten Dioptriker Dr. Hugo Rühl in Hamburg entnehmen wir folgende interessante Skizze über die Leuchttürme: Die Leuchttürme haben den Zweck, den Schiffen rechtzeitig die Nähe der ihnen gefährlichen Küste anzuzeigen; außerdem können sie ihnen genaueren Aufschluß über ihren eigenen Standpunkt geben, wenn in dunklen Nächten keine Sterne sichtbar sind, nach denen der Ort des Schiffes ermittelt werden könnte. Durch eine Kette von Leuchttürmen an der Küste werden sozusagen künstliche Sternbilder geschaffen von unveränderlicher Stellung, aber von wechselndem Anblick, je nach dem Platze, den das Schiff inne hat. Aus Kombinationen, welche hierauf begründet sind, kann der Kapitän seine Stellung auf einige Meilen von der Küste bestimmen. Fast 300 Jahre v. Chr. finden wir bereits den berühmten Pharos von Alexandria, welcher 1600 Jahre lang den Seefahrern als Führer gedient hat und nach welchem noch heute die Lehre von der Errichtung und Beleuchtung der Leuchttürme den Namen Pharologie trägt. Viele Jahrhunderte hindurch wurden auf den Leuchttürmen Holz- und Kohlenfeuer als Lichtquellen benutzt, bis Ende des 18. Jahrhunderts die Oellampen an deren Stelle traten. Diese Lampen wurden fort und fort verbessert und die hellste, welche jetzt auf Leuchttürmen in Gebrauch steht, ist eine solche mit sechs konzentrischen Dochten, welche eine Helligkeit von 722 Kerzen ausstrahlt. Da man aber nach der Seeseite ein möglichst intensives Licht werfen will, und das nach der Landseite, sowie das nach oben und nach unten ausgestrahlte Licht sonst nutzlos verloren gehen würde, so brachte man hinter der Lampe große parabolische Reflektoren von etwa zwei Fuß Durchmesser aus verfilbertem Metall an. Diese Reflektoren haben aber den Nachtheil, daß ihre Oberflächen sehr bald matt werden und sie außerdem nur die Hälfte des empfangenen Lichtes zurückwerfen. Deshalb sind jetzt fast auf allen Leuchttürmen die von Fresnel zuerst angegebenen Linien- und Prismenapparate in Anwendung gekommen, durch welche kaum 20 Prozent des Lichtes verloren gehen und welche eine rationellere Ausnutzung der gesammelten von der Lichtquelle ausgestrahlten Lichtmenge gestatten.

Unsere deutsche Küste ist von der russischen bis zur holländischen Grenze mit einer zusammenhängenden Kette von Leuchttürmen versehen, welche in solchen Abständen von einander aufgestellt sind, daß sich die Sichtbarkeitskreise der einzelnen Feuer bei mittlerer Durchsichtigkeit der Luft in einer Entfernung von 10—12 Seemeilen von der Küste schneiden. Fährt also ein Schiff in der Entfernung von 10—12 Meilen von der Küste, so wird ihm der nächste Leuchtturm in demselben Augenblicke sichtbar, in welchem der vorangegangene anfängt zu verschwinden. Befindet er sich in größerer Nähe der Küste, so kann er zu Zeiten zwei Leuchttürme gleichzeitig sehen. — Bei den Leuchttürmen der französischen Küste schneiden sich die Sichtbarkeitskreise zweier benachbarter Feuer in 15—16 Seemeilen Entfernung von der Küste. Bei der großen Intensität des elektrischen Lichtes wendete sich die Aufmerksamkeit derjenigen Kreise, welchen das Gedeihen der Schifffahrt überhaupt und die Sorge für die Sicherheit der Person und der Schutz der Handelsgüter zur See vor allem am Herzen liegt, dieser neuen Lichtquelle zu. Seitdem man durch Maschinen das elektrische Licht in verhältnismäßig einfacher, billiger und vollkommen zuverlässiger Weise zu erzeugen im Stande war, mußte seine Einführung auf den Leuchttürmen in's Auge gefaßt werden. Bereits im Jahre 1857 wurden sowohl in Toulon, wie auch in Blackwall unter Faraday's Leitung dahingehende Versuche angestellt. Die letzteren lieferten so günstige Resultate, daß bereits am 8. Dezember 1858 auf dem South-Foreland-Leuchtturm bei Dover das erste elektrische Licht brannte; 1862 folgte dann der Leuchtturm zu Dungeness nach. Im Jahre 1863 wurde der Leuchtturm erster Ordnung von La Hève bei Havre mit elektrischem Licht versehen. Man konstatierte hier, daß das Licht des Leuchtturmes im Mittel um acht Kilometer weiter sichtbar war, als bei der früheren Oelbeleuchtung, und daß bei nebligem Wetter das elektrische Licht mehr als doppelt so weit sichtbar war, wie das Oellicht. Im Jahre 1866 wurde der zweite Thurm von La Hève mit elektrischem Licht versehen und 1869 derjenige von Oriskany. Im Jahre 1870 veröffentlichte Quinette de Rochemont einen Bericht über die Leuchttürme von La Hève, in welchem er folgende Vorzüge hervorhob: die bedeutende Vermehrung der Leuchtwirkung bei Nebel, die Anwesenheit der Seelen, das ruhige und sichere Funktioniren der Apparate (innerhalb sechs Jahren fanden nur zwei Betriebsstörungen statt, die eine durch Beschädigung der Dampfmaschine, die andere durch Unachtsamkeit des Wärters). England besitzt jetzt an seinen Küsten sechs Leuchttürme mit elektrischem Licht, in Frankreich hat man außer den genannten jetzt noch die Thürme von Planier und La Palmyre der Umänderung unterzogen, außerdem brennt seit 1866 auf dem Leuchtturm zu Ouessant und seit 1869 auf demjenigen zu Port Said eine elektrische Lampe. Frankreich beabsichtigt im Laufe der nächsten zwölf Jahre die sämtlichen übrigen 42 Leuchttürme seiner Küsten mit elektrischem Licht zu versehen. Der Inspektor des französischen Leuchtturmwesens, Alard, hatte dem Arbeitsminister eine umfassende und gründliche Denkschrift über diese Einrichtung überreicht und zur Ausführung des Planes acht Millionen Franken verlangt; die französische Kammer hat diese Summe anstandslos bewilligt, weil sie sich selbst zu diesem großen Opfer verpflichtet fühlte, wenn dadurch die Gefahr für das Leben der Seefahrer auch nur um etwas verringert würde. Die Angaben, wie weit ein Leuchtturm bei mittlerer Durchsichtigkeit der Luft gesehen werden kann, beruhen auf Beobachtungen der Leuchtturmwärter, welche die benachbarten Feuer beobachten und notiren, wie viele Male im Jahre sie dieselben sehen konnten und wie viele Male nicht, ebenso auf Beobachtungen von Schiffen aus. Interessant sind in dieser Beziehung die Wahrnehmungen, welche Schiffe-

Lieutenant A. Petit als Kommandeur des belgischen Postdampfers zu machen Gelegenheit hatte, welcher den Verkehr zwischen Dover und Ostende vermittelt. Derselbe beobachtete nämlich, daß in 100 Fällen die elektrisch beleuchteten Thürme von South Foreland und Oriskany

69mal auf mehr als 20 Seemeilen,
12mal zwischen 15 und 20
19mal auf weniger als 15

zu sehen waren, während er die unbeleuchteten Thürme erster Ordnung von North Foreland, Ostende, Dünkirchen und Calais

29mal auf mehr als 20 Seemeilen,
43mal zwischen 15 und 20
28mal auf weniger als 20

gesehen hatte.

Diese Zahlen zeigen ganz klar die Ueberlegenheit des elektrischen Lichtes bei heiterem Himmel und mittlerer Durchsichtigkeit der Luft.

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsel Seite 467:

Es ist auf Erden kein besser Licht,
Als wer seiner Zung' ein Meißer ist;
Biel wissen und wenig sagen,
Nicht antworten auf alle Fragen;
Daß einen Jeden sein, was er ist,
So bleibst auch du, was du bist.

Anagramm.

Im Sommer wird's im Vach gefunden;
Verfehlt — wird man's gewahr bei Wunden.

Auflösung der Charade Seite 467:

Steinbock.

Kleine Korrespondenz.



Abonnenten in Wiesbaden. Wir werden Ihren Wunsch in Erwägung ziehen und erfüllen, wenn dieß uns möglich.

Frau M. B. in G. Die „Türkische Kosmetik“ kennen wir nicht.

Abonnent in Barel. Wenden Sie sich an die Maschinenagentur von Wirth in Frankfurt a. M. Diese sendet Ihnen Zeichnungen etc. zur Ansicht.

Abonnent O. E. in B. Das oben Gesagte gilt auch von Ihrer Anfrage.

Neugierige Prima in 2. 1) Ja, diese Strafe gibt es in B. 2) Nein. 3) Es ist unmöglich, durch das Studium einer derartigen Broschüre Schriftsteller zu werden.

Hrn. G. A. B. in London. „Ich lasse es Sie wissen“ — sagt man in diesem Fall.

Hrn. B. H. in Königsberg. Zumpt, Lateinische Schulgrammatik.

Hrn. B. Palula in Konstantinopel. 1) Ja, in der Novellen-Sammlung „Unterirdisch Feuer“ (Leipzig, Schilde) finden Sie eine Novelle aus diesem Stoffgebiet. 2) In Grote's Verlag, Berlin, erschienen.

3) Alberto von Puttkamer. 4) Es fragt sich, was für eine Stellung.

Wichtige Abzüge von Rebus, Charaden, Rätheln etc. sind uns zugegangen von: Frä. Rosina Bihl Dahl, Prag; Hannchen Eberlein, Bamberg; Friederike Brühl, Lemberg; Elise Staub, Lodz; Elise Bach, Mdringen; Anna Mäder, Berlin; Ottilie Santovin, Brann; Gustave Flory, Paris; Mathilde Edohn, Hannover; Hrn. J. Röber, Potsdam; F. Krajer, Amberg; G. Reuber, Ulm; J. Fenzlin, Spottau; W. A. Wien; G. Breß, Berlin; F. Geiber, München; W. Krager, Pörsberg; G. Pauly, Reg; O. Graul, Stettin; G. Gerderich, Gießen.

Frau Elise K. in B. Ein Insulat dürfte hier wohl am ehesten zum Ziele führen. Als hochwillkommenes Geschenk für Ihre Fräulein Tochter können wir Ihnen die illustrierte Prachtgabe von Schubert's „Märlchenliedern“ nur empfehlen. Zudem erhalten Sie als Abonnentin dieses Prachtwerk (sein gebunden) zum Vorzugspreis von nur 8 Mark. Ihre Buchhandlung wird die Beforgung gern übernehmen.

Hrn. C. Bartels in Ludwigslust. „Deutsche Adpferzeitung“ von Haupt, Raumburg, Ludwig, 12 Mark. „Adpfer- und Henglerzeitung“ von Turschmidt & Hoffmann, Expedition in Halle, 12 Mark.

Hrn. Paul B. in Koblenz. Werder, Spanische Grammatik, Leipzig, Brockhaus.

